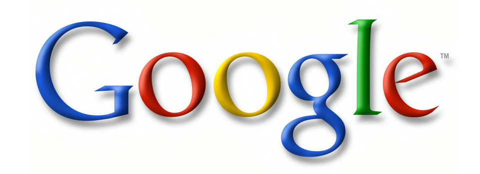
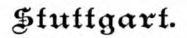





# Blätter

zur Erinnerung an

## Dr. Anton Freiherrn von Tröltsch.



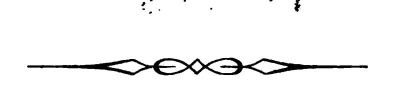
Stuttgart.
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft.
1891.



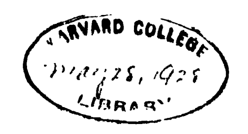

# Blätter

zur Erinnerung an

# Dr. Anton Freiherrn von Tröltsch.



Stuttgart.
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft.
1891.


HARVARD COLLEGE
LIBRARY

# Vorwort.

Am 9. Januar 1890 verschied an der damals so vielen im Dienste der Wissenschaft ergrauten Männern unheilvoll gewordenen Influenza Dr. Anton Freiherr von Tröltsch, Professor an der Universität Würzburg, der gefeierte Begründer der modernen Ohrenheilkunde. Freilich stand er (geb. am 3. April 1829) erst im zweiundsechzigsten Lebensjahre, allein auf ihm lastete die schwere Bürde eines langjährigen Siechthums, welche nur die aufopfernde Pflege der Seinen erträglich zu machen vermocht hatte; dem Ansturm der neuen Krankheit war sein müder Leib, in dem noch der rege Geist des Jünglings lebte, nicht mehr gewachsen.

Was A. v. Tröltsch der Wissenschaft, was er der leidenden Menschheit gewesen, das ist in die Jahrbücher der ärztlichen Kunst mit unauslöschlicher Schrift eingetragen, und Hunderte von denen, welchen seine Meisterhand Gesundheit und Gehör wiedergegeben, haben mit tiefem Schmerze die Anzeige von dem Tode des Mannes gelesen, ohne dessen Hilfe das eigene Leben ihnen trübe und freudlos hätte werden müssen. In dem gediegenen Nachrufe, welchen der treue Freund und Mitarbeiter des Verewigten, Professor Dr. H. Schwartze in Halle a. S., ersterem gewidmet hat, sind die Leistungen des großen Forschers in einer auch dem Nicht-Mediciner durchaus verständlichen Weise ausführlich dargelegt, und da dieser Nekrolog nicht minder der rein menschlichen, so reich ausgeprägten Seite im Leben seines Helden vollauf gerecht wird, so lag es nahe, diese schöne Bio-

graphie, nach eingeholter Genehmigung des Verfassers und Verlegers, vorliegendem Schriftchen einzuverleiben.

Bei einer Persönlichkeit, wie sie A. v. Tröltsch darstellte, ist alles von Interesse, nicht blos dasjenige, was mit dem eigentlichen Lebensberufe in unmittelbarer Verbindung steht. Lediglich aus diesem Umstande und aus den nahen verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen, deren er zu dem Verlebten wie zu dessen Familie sich erfreuen durfte, leitet der Unterzeichnete, der auf einem ganz anderen Arbeitsfelde zu wirken hat, die Berechtigung ab, die kleine Aehrenlese in dem Nachlasse des Dahingeschiedenen vorzunehmen. Dem Herausgeber wie der Wittwe und den Töchtern erschien es wünschenswerth, den Freunden A. v. Tröltsch's diese anspruchslosen Blätter darzubieten, welche uns zeigen, daß der mit den höchsten Problemen beschäftigte Gelehrte auch für alle Zeitfragen ein warmes Herz und einen offenen Sinn sich bewahrt hatte. Auch die Grabrede, welche einem nahe befreundeten Kollegen ihren Ursprung verdankte, durfte bei dieser Gelegenheit nicht übergangen werden.

Möge die anspruchslose Gabe dem kleinen Kreise zu wehmüthiger Freude gereichen, für welchen sie bestimmt ist; möge sie dazu dienen, die Erinnerung an den neu zu beleben, der Allen ein guter Mann, „uns aber mehr" war!

München, im Mai 1891.

Prof. Dr. S. Günther.

# Anton v. Tröltsch

geboren am 3. April 1829, gestorben am 9. Januar 1890.

## Ein Nekrolog.

Von

**H. Schwartze.**

Dem Begründer des „Arch. f. Ohrenheilkunde", durch dessen Hinscheiden mit den Angehörigen ein großer Kreis von treuen Freunden, Schülern und Berufsgenossen in Trauer versetzt wurde, will ich versuchen auf den folgenden Blättern ein historisches Denkmal zu errichten. Dasselbe soll dazu dienen, für die Gegenwart und Zukunft das wahrheitsgetreue Bild des verewigten Freundes im Zusammenhang mit den Hauptmomenten seines Lebens festzuhalten. Durch fast 30jährigen Umgang mit dem edlen, an Talent und Charakter gleich hervorragenden Manne bin ich in die Lage gesetzt, nicht nur eine zuverlässige und vollständige Darstellung seines äußeren Lebensganges geben zu können, die das bisher darüber bekannt Gewordene in mancher Beziehung berichtigen [1]) und Manches von allgemeinerem Interesse hinzufügen wird, sondern ich bin durch den Vorzug des langen persönlichen und schriftlichen Verkehrs mit dem heimgegangenen Freunde dazu befähigt worden, eine klare Einsicht in sein innerstes Wesen zu gewinnen.

---

[1]) Von den bisher mir zu Gesicht gekommenen Nekrologen enthält beispielsweise ein in der Revue de laryngologie, d'otologie et de rhinologie. 1890 Nr. 4 erschienener, mit Dr. J. B. unterzeichneter Nekrolog mehrere völlig falsche Angaben.

Zugleich werde ich es mir besonders angelegen sein lassen, gewissenhaft und möglichst objectiv den Einfluß und die Bedeutung darzulegen, welche v. Tröltsch auf die Entwicklung der Otologie als Wissenschaft gehabt hat.

Die Vorzüge der Menschen wachsen meist mit der Entfernung, die Fehler mit der Annäherung. Wie oft hat die Nichtbeachtung dieser Erfahrung zu schiefen Urtheilen über den Charakter und die Leistungen geistig bedeutender und wissenschaftlich hochstehender Männer geführt! Bei der lichtumflossenen Gestalt des Verewigten hingegen werden wir die Schatten, die sich überall finden, wo viel Licht ist, auch bei der größten Annäherung und ernstlichem Bemühen, sie aufzufinden, weniger als von ihm selbst ausgehend, sondern von den Verhältnissen, in denen er zu wirken berufen war, bedingt erkennen müssen. Ein Jeder, der das Glück hatte, dem Verewigten näher zu stehen, wird mit uns erkannt haben, daß tiefe ächte Humanität und ideale Begeisterung für die Wissenschaft zu den wesentlichen, maaßgebenden Zügen seines Charakters gehörten, daß er das Bedürfniß empfand, ja daß er es als seinen Lebenszweck ansah, für beide in unermüdlicher Arbeit zu ringen. Jene Humanität verließ ihn niemals; sie trat in seiner Rede und in seinem Thun, im öffentlichen wie im privaten Leben allzeit zu Tage. Begeisterung für die Wissenschaft zeigte sich gleich lebhaft bei ihm vom Beginn seines Mannesalters bis zu seinem Tode, und nichts hat ihn in der ihm beschiedenen langen Zeit körperlichen Gebrechens seelisch schwerer bedrückt, als die in den letzten Lebensjahren immer mehr zunehmende Behinderung an der gewohnten Bethätigung seiner Mitarbeit zur Förderung der Wissenschaft.

Ueberall in seinen wissenschaftlichen Arbeiten, welche uns das Fundament für den Aufbau eines neuen Wissenszweiges der Medicin geliefert haben, erkennen wir ferner die Zuverlässigkeit und den Drang nach Wahrheit, welche einen anderen bedeutungsvollen Grundzug seines Wesens bildeten. Eine offene, gerade Natur, haßte er nichts mehr, als den bewußten Versuch zur Ver-

dunkelung der Wahrheit und den Leichtsinn, mit welchem unfähige Arbeiter sich zum Theil aus unlauteren Zwecken einem Gebiete näherten, auf dem seiner Ueberzeugung nach nur die am besten vorgebildeten und redlichsten Kräfte brauchbar waren. Wo v. Tröltsch bei einem Autor Mangel an Wahrheitsliebe gefunden hatte, wandte er sich mit Abscheu von ihm ab, indem er es jedoch für besser erachtete, für seine Disciplin die Arbeiten solcher Autoren mit Stillschweigen zu übergehen, als dieselben öffentlich zu züchtigen. Seine vornehme Natur widerstrebte dem literarischen Streit, und nur ausnahmsweise hat er sich, tief gekränkt durch unbegründete und dreiste Provocationen, hinreißen lassen, von diesem Grundsatze abzuweichen. Jede neue Errungenschaft in der Wissenschaft dagegen konnte von Niemandem mit größerer Freude begrüßt werden, als von ihm, und das Gefühl des Neides, welches bewußt oder unbewußt bei hervorragenden Talenten sich bei ähnlichen Veranlassungen nicht selten einstellt, war ihm unbekannt, weil er stets nur die Sache und nie die Person im Auge hatte. Diese Selbstlosigkeit und Gerechtigkeit, die man so häufig bei hervorragender Arbeitskraft vermißt, tritt uns überall in den literarischen Arbeiten des Verewigten entgegen.

Und wahrhaft erstaunlich war seine Arbeitskraft wie sein unermüdlicher Fleiß. Neben dem, was er literarisch producirte, was zum großen Theil auf eigener anatomischer Arbeit und auf eigener Beobachtung an Kranken sich gründete, studirte er unablässig die ältere und neuere Literatur seines Specialfaches, daneben aber auch stets die wichtigeren Arbeiten auf allen anderen Gebieten der Medicin. Von Allem, was er las, machte er sich Excerpte und versah dieselben mit seinen kritischen Bemerkungen. Ein mächtiges Convolut solcher Excerpte ist aus seinem Nachlaß in meinen Besitz übergegangen und giebt einen Begriff davon, mit welcher Gründlichkeit er dabei verfuhr. Und nicht allein auf die praktischen Fächer der Medicin erstreckten sich seine Studien, sondern auch auf rein anatomische, physiologische und physikalische Arbeiten, die er zur eigenen Belehrung mit gleicher Sorgfalt excerpirte.

In nahem Zusammenhang mit dem soeben Erwähnten steht die Thatsache, daß Eitelkeit, eine so häufig mit Talent gepaarte Charakterschwäche, dem edlen Freunde völlig fremd war. Wenn er überhaupt von Anerkennungen und Auszeichnungen, die ihm zu Theil wurden, sprach, so geschah es nur, indem er solche nicht als seiner Person gezollt erkannte, sondern als der Sache geltend, welche er vertrat [1]).

Wohl selten ist ein Arzt oder Kranker, der mit ihm in Verkehr trat, von dem Zauber seiner persönlichen Liebenswürdigkeit unberührt geblieben. Das warme, ungeheuchelte Interesse, welches er jedem Leidenden entgegenbrachte, mußte auch da, wo er nicht zu helfen im Stande war, die Herzen gewinnen und Trost gewähren. Für den Niedergedrückten hatte er ein Wort ernster, aber liebevoller Mahnung, in der Sorge um sein körperliches Gebrechen nicht zu verzweifeln, für den Verzweifelnden einen neuen Rathschlag, der mit Hoffnung belebte und den Kampf mit dem Leiden muthig wieder aufzunehmen veranlaßte.

Daß in noch viel höherem Maaße seine anziehenden geistigen Eigenschaften den Freunden und vor Allen den nächsten Angehörigen des Verewigten zu Gute kamen, ist selbstverständlich. Er war der liebevollste Gatte, der sorgsamste Vater; aber seine Nachsicht und opferbereite Treue war auch allen Denen gegenüber, die seinem Herzen nahe standen, unwandelbar. Seine Stimmung im täglichen Umgang war — sogar während seiner schweren Leiden — eine gleichmäßige, und der Genuß seiner Gesellschaft wurde außerdem durch eine geistige Anlage, die, wie vielen anderen an Geist hervorragenden Menschen, so auch ihm eigen war, einen gesunden Humor, erhöht. Auch an Anderen schätzte er diese Gabe. Er konnte sich herzlich freuen und herzlich lachen und ließ sich die Lebensfreudigkeit und den Humor auch in seiner langen Leidenszeit nie ganz verkümmern.

---

[1]) Beispielsweise erinnere ich hier an das charakteristische Vorwort zu den „Gesammelten Beiträgen zur pathologischen Anatomie des Ohres und zur Geschichte der Ohrenheilkunde". 1883.

In seiner Rede war er lebhaft, sonst aber, wie in seinem Wesen und im alltäglichen Leben schlicht und einfach. Seine täglichen Gewohnheiten waren regelmäßig und pünktlich; der größte Theil des Tages war anstrengender praktischer und literarischer Arbeit geweiht, nur Abends liebte er es, wenn nicht dringende Aufgaben vorlagen, sich mit seiner Familie oder mit Freunden zu unterhalten. Dies war seine beste und liebste Erholung, während er natürlich auch an belletristischer Lectüre, an Kunst und Naturschönheiten hohen Genuß fand.

Im öffentlichen Leben nahm v. Tröltsch an allen humanitären Bestrebungen den regsten Antheil. Beispielsweise bethätigte er seinen Sinn für das segensreiche, gemeinnützige Unternehmen der „deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger" als Localvorsitzender in hochherzigster Weise.

In politischer Beziehung huldigte er von Jugend auf mit Consequenz der freisinnigen Richtung. Selbst noch in der Zeit schwerster Krankheit übte er stets sein Wahlrecht aus unter Ueberwindung aller Hindernisse, welche ihm sein Gebrechen dabei in den Weg legte. Die Realisirung seiner jugendlichen Ideale, die politische Einigung des deutschen Landes und dessen wachsende Machtstellung verfolgte er mit glühender Begeisterung.

Seine äußere charakteristische Erscheinung wird von Keinem, der je mit dem Verewigten in persönliche Berührung trat, vergessen werden. Bilder von ihm sind in großer Zahl vorhanden, unter welchen das im Jahre 1886 aufgenommene seine Züge am besten wiedergiebt. —

Anton Friedrich Freiherr v. Tröltsch erblickte das Licht der Welt zu Schwabach in Mittelfranken am 3. April 1829 als das 10. Kind des Landrichters Christian Friedrich Freiherrn v. Tröltsch und dessen Ehefrau Susette, geb. Freiin Haller von Hallerstein. Letztere entstammte einer alten Nürnberger Patricierfamilie († 1840). Zur Zeit der Geburt des Knaben waren von den früher geborenen Geschwistern bereits zwei gestorben; es lebten noch 5 Brüder und 2 Schwestern. Der Vater war bei der Geburt des wohl nicht mehr ganz willkommenen Spätlings

bereits 49 Jahre alt und kränklich. Er wurde später Appellationsgerichtsrath in Bamberg und starb 1851 in Nürnberg im 71. Lebensjahre. Von den Geschwistern Anton Friedrichs leben noch der älteste Bruder Sigmund, geb. 1813, als Apellationsgerichtsrath a. D. zu Augsburg, und Walfried, geb. 1822, Stiftsconsulent in Nürnberg.

Anton Friedrich war in den ersten Lebensjahren ein zartes Kind, mit wenig widerstandsfähigem Körper, wuchs indeß zu einem gesunden und frischen Knaben heran. Die erste Jugendzeit hat bei ihm nicht besonders erquickliche und freudige Eindrücke hinterlassen, hauptsächlich wohl wegen der Kränklichkeit des Vaters [1]).

Schulunterricht erhielt Anton zuerst in Bamberg, später (von 1839—1843) in Augsburg; das Abiturientenexamen absolvirte er 1847 mit Auszeichnung auf dem Gymnasium in Nürnberg, wohin der Vater nach seiner Emeritirung verzogen war. Im October 1847 bezog der 18jährige Jüngling die Universität Erlangen und zwar nicht als Mediciner, sondern als Jurist. Für den aus einer Juristenfamilie stammenden Jüngling erschien dies selbstverständlich. Zwei Semester hindurch blieb er beim juristischen Studium. 1848 trat er in Erlangen in die Verbindung der „Grauen“, die aus der Burschenschaft der Bubenreuther hervorgegangen war. Im Sommer 1848 als Abgeordneter gewählt zum „deutschen Studentenparlament“, begab er sich als Vertreter seiner Verbindung nach der Wartburg und hing der damaligen freiheitlichen Bewegung mit jugendlicher Leidenschaft an. Im Wintersemester 1848/49 und Sommersemester 1849 studirte er in München Naturwissenschaften. Hier wurde er im Frühjahr 1849 von einer „Gehirnentzündung“ befallen, die er als Folge der psychischen Aufregung bei seiner Theilnahme an

---

[1]) Diese Angabe entnehme ich einem Briefe v. Tröltsch's an mich vom 22. November 1874, worin er schreibt: „Ich war ein sehr unwillkommener Spätling und von Haus aus ein zartes, viel kränkliches Kind. Nun, dafür habe ich immer noch etwas zu Wege gebracht und darf mich nicht wundern, daß mich meine 50 Jahre stark drücken.“

den politischen Ereignissen betrachtete. Von dieser Krankheit genas er nur schwer unter der sorgfältigsten Pflege seiner Verwandten, und behielt infolge derselben nach seiner eigenen Meinung eine körperliche Schwäche zurück, von der er sich nie wieder ganz befreien konnte, obwohl er als Student alle ritterlichen Uebungen, wie Fechten, Reiten, Turnen, Tanzen u. s. w., eifrigst betrieb. Vom Wintersemester 1849/50 bis zum Herbst 1851 studirte v. Tröltsch in Würzburg Medicin. Mit der Absicht, dieses Studium fortzusetzen, ging er Anfang October 1851 nach Berlin, wurde aber schon gegen Ende desselben Monats von dort nach Nürnberg zurückgerufen — an das Sterbebett seines Vaters. Nach dem Ableben desselben kehrte er nicht nach Berlin zurück, sondern ging wieder nach Würzburg, wo er bis zum August 1852 blieb. Im Wintersemester 1852/53 setzte er seine medicinischen Studien in Wien fort, wo ihn vorzugsweise die Klinik von Hebra anzog. Im Sommersemester 1853 machte er das bayerische Staatsexamen in Würzburg und wurde am Schluß desselben, am 24. August, von der dortigen medicinischen Facultät auf Grund seiner Dissertation „Zur Casuistik der complicirten Knochenbrüche" zum Doctor medicinae promovirt.

Um die Freuden und Leiden der Landpraxis kennen zu lernen, verbrachte er darauf einige Zeit in Waizenbach in Unterfranken, fühlte sich aber von dieser Art ärztlicher Thätigkeit wenig befriedigt und ging deshalb im Winter 1853 nach München, wo er die Poliklinik von Seitz besuchte und daneben hauptsächlich wieder Physik und Chemie studirte bei den Professoren Alexander und Kaiser, sowie dem Privatdocenten der Physik Wittwer. Diese Studien setzte er fort, bis er sich im August 1854 bei Ausbruch der Choleraepidemie der Regierung zur Verfügung stellte, welche ihn in München, Giesing und Lechhausen bis zum 11. October als Choleraarzt verwandte. In Anerkennung seiner aufopfernden Thätigkeit erhielt er von der bayerischen Regierung ein Staatsstipendium von 500 Gulden zum Studium der Augenheilkunde in Berlin und Prag. In Berlin war er vom November 1854 bis Ende März 1855 ein eifriger Schüler

Albrecht v. Graefe's; daneben beschäftigte er sich unter Dove und Magnus wieder mit Physik. Von Berlin ging er nach Prag zu Arlt (April bis Juli 1855), der ihn sehr begünstigte und ihm öfters Gelegenheit gab, Staaroperationen selbst zu machen. Schon in Berlin, aber mehr noch in Prag, suchte und fand er Gelegenheit zu anatomischer Präparation des Gehörorgans, was ihm Anlaß gab, auf Verbesserung der Untersuchungsmethode des Ohres am Lebenden zu sinnen. Weil er in Deutschland keine Gelegenheit sah, auf otologischem Gebiete etwas zu lernen, reiste er von Prag über London nach Dublin zu Wilde, bei dem er von Mitte Juli bis Ende August verweilte und große Förderung seiner Studien fand. Er hat später oft dankbar anerkannt, wie bedeutungsvoll diese kurze Lehrzeit bei Wilde für ihn geworden, und namentlich die scharfe Beobachtungsgabe und die chirurgische Gewandtheit dieses vortrefflichen Lehrmeisters gerühmt. Nach kurzem Aufenthalt in Schottland (Glasgow und Edinburgh) blieb er einige Monate in London, wo er bei Toynbee und Bowman anatomisch arbeitete. Die große und wohlgeordnete Toynbee'sche Sammlung pathologisch-anatomischer Präparate des Gehörorgans fesselte ihn ganz besonders und war der Gegenstand seines sorgfältigen Studiums. Von London aus schrieb er seine ophthalmologisch-otiatrischen Briefe an seinen früheren Lehrer Arlt, die im Bayerischen ärztlichen Intelligenzblatte 1856. Nr. 13 und 14 publicirt wurden. Dieselben zeugen von guter Beobachtungsgabe und objectiver Kritik und berichten über die an den größeren Krankenhäusern Englands und Irlands damals üblichen Operations- und Behandlungsmethoden bei Erkrankungen des Auges und Ohres. Am eingehendsten schildert er die Thätigkeit Wilde's in Dublin, der ein eigenes Krankenhaus für Augen- und Ohrenkranke hatte und durch seine klinischen Vorträge und Demonstrationen zu jener Zeit Aerzte aus allen Ländern anzog. Von London ging er nach Paris, wo er bis zum 6. Februar 1856 blieb. Er besuchte hier die Kliniken und Hospitäler, fand aber keine Gelegenheit, seine otologischen Kenntnisse zu mehren. In die Zeit des Pariser Aufenthaltes fällt die Erfindung seines

Ohrenspiegels, dessen erstes Exemplar genau seiner Angabe entsprechend (Concavspiegel von 6″ Brennweite, 4″ Durchmesser und mit centraler Oeffnung von 2,5‴ Durchmesser) von Oberhäuser angefertigt wurde. Im Verein deutscher Aerzte in Paris demonstrirte v. Tröltsch im Winter 1855 zuerst den Gebrauch dieses neuen Instrumentes zur Untersuchung des Trommelfells, dessen große Vorzüge vor den bisher üblichen Untersuchungsmitteln schnell anerkannt wurden und welches die Diagnostik der Ohrenkrankheiten in so eminenter Weise förderte, daß man berechtigt ist, die Erfindung desselben als den Beginn einer neuen Aera in der Ohrenheilkunde zu bezeichnen.

Ende Februar 1856 nach Würzburg zurückgekehrt, arbeitete er mit verdoppeltem Eifer anatomisch über das gesunde und kranke Gehörorgan bei Kölliker, Virchow und Heinrich Müller. Seiner Absicht, sich in Würzburg als Arzt niederzulassen, stellten sich anfangs äußere Gründe hindernd in den Weg. Die freie Niederlassung der Aerzte war nämlich damals in Bayern noch beschränkt und erst nach einem längeren Kampfe mit der vorgesetzten Regierungs-Medicinalbehörde gelang es ihm schließlich, seine Absicht zu erreichen. Am 3. December 1856 wurde er als praktischer Arzt in Würzburg verpflichtet. Inzwischen hatte er im Herbst 1856 die an Geist ihm ebenbürtige Gefährtin seines Lebens und Strebens erkoren. Auf einer Gebirgsreise verlobte er sich mit Auguste Julie Bauer, der Tochter eines Oberzollinspektors in Bamberg, dessen Familie schon lange mit seiner eigenen in Freundschaft verbunden war.

Gleich nach seiner Niederlassung als praktischer Arzt, im December 1856, wurde v. Tröltsch von einem heftigen acuten Katarrh des Mittelohres befallen, der ihn veranlaßte, bei dem damals renommirtesten Ohrenarzte, dem Professor der Augenheilkunde Rau in Bern, Hülfe zu suchen. Er reiste am 6. December nach Bern und blieb bei Rau bis zum Anfang des Jahres 1857, fand aber leider nicht die erhoffte Hülfe, weil die Einführung des von Rau benutzten elastischen Katheters niemals gelang. Fast verzweifelt über dieses Mißgeschick, wandte er sich

darauf nach Zürich an den dortigen Professor der Chirurgie, Gieskér, dessen geschickter Hand es sogleich ohne Schwierigkeit gelang, den Metallkatheter richtig einzuführen und ihm dadurch sofort große Erleichterung zu verschaffen. Wegen der langen Verzögerung wirksamer Behandlung blieben aber Folgen dieses acuten Katarrhs zurück — wahrscheinlich Synechien in der Paukenhöhle —, welche in ihren Consequenzen für das ganze Leben nicht wieder verschwanden [1]). Als die Besserung so weit vorgeschritten war, daß eine merkliche Störung des Gehörs zunächst nicht mehr bestand, reiste v. Tröltsch nach Würzburg zurück und begann hier seine Praxis am 9. Februar 1857. In den ersten Jahren befaßte sich dieselbe vorwiegend mit Augenkranken. Allmählich wuchs jedoch die Zahl der Ohrenkranken bei ihm so an, daß er sich entschloß, sich ausschließlich den Ohrenkrankheiten zu widmen und die Augenpraxis ganz aufzugeben. So alltäglich uns nun heute ein solcher Entschluß erscheint, so ungewöhnlich und gewagt erschien er zur damaligen Zeit, wo auf dem Gebiete der Ohrenkrankheiten nur die Hypothese und das Raisonnement herrschten, wo allgemein die Ansicht galt, daß dieses Gebiet ein gänzlich hoffnungsloses und steriles sei, auf dem man nichts erreichen und nichts bessern könne. Es kann uns deshalb nicht Wunder nehmen, daß wohlmeinende Freunde v. Tröltsch von seinem Vorsatze, Ohrenarzt zu werden, abzubringen versuchten. Bezeichnend für die Schätzung des damaligen Standpunktes der Ohrenheilkunde ist die Thatsache, daß ein berühmter innerer Kliniker in Würzburg, der später nach Wien kam und dort starb, ihm geradezu erklärte, er (v. Tröltsch) würde mit der Ausführung dieses Entschlusses seinen guten

[1]) Dies Geschick, von einer Erkrankung gerade desjenigen Organs befallen zu werden, dessen Erforschung er zu seinem Lebensziel gemacht hatte, theilt v. Tröltsch mit anderen Otologen. Während aber sonst öfters das specielle Studium vielleicht gewählt worden sein mag, um Klarheit über ein eigenes Gebrechen zu gewinnen, wurde v. Tröltsch erst von jenem Mißgeschick heimgesucht, als sein Entschluß, sich vorwiegend der Otologie zu widmen, schon lange gefaßt war.

Namen auf das Spiel setzen. Trotz dieser Mahnungen und Warnungen von Seiten seiner Freunde blieb v. Tröltsch fest bei seinem Vorsatz. Er erkannte als wichtigsten Grundpfeiler zu einer wissenschaftlichen Reform der Ohrenheilkunde die pathologische Anatomie, mit deren Aufbau in England von Toynbee bereits begonnen war, und die Verbesserung der physikalischen Untersuchungsmethode des Ohres. Während Toynbee sich darauf beschränkt hatte, anatomisches Material zusammenzutragen, um überhaupt erst einen Ueberblick zu gewinnen über das, was an anatomischen Veränderungen im Ohr vorkommt, durchweg aber unterlassen hatte, aus den Ergebnissen seiner anatomischen Arbeiten die Consequenzen zu ziehen, welche sich für die praktische Auffassung der Ohrenkrankheiten aus denselben nothwendigerweise ergaben, war das Bestreben Tröltsch's von vornherein darauf gerichtet, den Zusammenhang der bei Lebzeiten erkennbaren Veränderungen mit dem Ergebnisse der Leichenuntersuchung in Beziehung zu setzen, um daraus Anhaltspunkte für ein rationelles therapeutisches Handeln zu gewinnen. Dadurch lenkte er die Untersuchung in Bahnen, von denen bei Toynbee sich noch kaum eine Andeutung findet, und dadurch wird es erklärlich, daß v. Tröltsch einen ungleich größeren Einfluß auf die Entwicklung der Ohrenheilkunde ausübte als Toynbee.

Schon nach 8monatlicher ärztlicher Thätigkeit sah er sich in dem äußeren Erfolge derselben so gesichert, daß er wagen konnte, die Braut heimzuführen. Am 8. October 1857 wurde seine Hochzeit mit Auguste Bauer gefeiert, die zu einer sehr glücklichen Ehe führte, aus welcher 3 Töchter entsprossen sind.

Im Jahre 1859 begann die otologische Lehrthätigkeit, zunächst auf die Aufforderung aus studentischen Kreisen hin in der eigenen Wohnung mit völlig privatem Charakter. Seinen ersten Privatcursus für junge Aerzte hielt v. Tröltsch im April 1860 und es findet sich unter den Theilnehmern an demselben u. A. der Name Politzer's.

Die ersten literarischen Leistungen nach den Reisebriefen waren kritische Referate über otologische Literatur in den „Medi-

cinisch-chirurgischen Monatsheften von Friedrich und Vogel", einem damals weit verbreiteten und gut redigirten Blatte. Diese Referate beginnen in dem I. Bande derselben (1857) und sind fortgesetzt bis zum Jahre 1864. Unter den ersten Originalaufsätzen aus der Feder v. Tröltsch's sind zu nennen „Beiträge zur Anatomie des menschlichen Trommelfells" (1856 und 1857), „Untersuchung des Gehörorgans an der Leiche" (1858), „Untersuchung des Gehörorgans und Trommelfells" (1858 und 1860), „Anatomische Beiträge zur Ohrenheilkunde. I. Section von 16 Schwerhörigen" (1859). Diese Arbeiten sind sämmtlich von fundamentaler Bedeutung für die wissenschaftliche Reform der Ohrenheilkunde gewesen und haben zuerst das Interesse für diesen Zweig der Medicin bei den Aerzten erweckt und der Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß hier ein Feld der Arbeit vorliege, auf welchem mehr zu erreichen sei, als man bisher allgemein anzunehmen geneigt war. Die in den „Anatomischen Beiträgen zur Ohrenheilkunde" enthaltenen 16 Sectionsbefunde (1859) in Virchow's Archiv erregten besonderes Interesse durch die geschickte Verwerthung der pathologisch-anatomischen Befunde in praktischer Beziehung. Sie gaben Anregung und ein Vorbild zu ähnlichen Arbeiten von anderer Seite und förderten dadurch auch indirect die Bearbeitung des bisher brach liegenden Gebietes. Als v. Tröltsch diese 16 Sectionen publicirte, hatte er deren vielleicht 200 gemacht, unter denen er nur das ausgewählt hatte, was ihm praktisch bedeutungsvoll erschien. Aus dieser weisen Beschränkung des Dargebotenen erklärt sich der günstige Eindruck und Erfolg dieser Beiträge. Es folgte die Monographie über „Die Anatomie des Ohres in ihrer Anwendung auf die Praxis und die Krankheiten des Gehörorgans", mit welcher sich v. Tröltsch am 5. Januar 1861 an der Universität Würzburg als Privatdocent für Ohrenheilkunde habilitirte. Diese Arbeit fand mit Recht große Anerkennung und war nach Inhalt und Form wie geschaffen, das Interesse für das Studium des Ohres bei den Aerzten zu beleben. Sie enthält neben einem Abrisse der systematischen Anatomie die Resultate vieler eigener Detail-

untersuchungen auf anatomischem Gebiete (äußeres und mittleres Ohr) und eine ungemein anregende Verwerthung der anatomischen Verhältnisse in ihrer Beziehung zur Praxis mit zum Theil ganz neuen Gesichtspunkten und Ausblicken, sowie zahlreiche pathologische, ätiologische und praktische Notizen.

Im März des folgenden Jahres erschien die 1. Auflage, schon im December desselben Jahres die 2. Auflage des überall geschätzten „Lehrbuches der Ohrenheilkunde", durch welches der Name v. Tröltsch in kurzer Frist in den weitesten Kreisen über die Grenzen Europas hinaus bekannt wurde. Dieses Lehrbuch erlebte innerhalb zweier Decennien 7 Auflagen und wurde außerdem ins Englische, Französische, Russische, Italienische und Holländische übersetzt. Auch die Uebersetzungen erschienen wieder in mehreren Auflagen. Das Buch hat lange Jahre als maßgebender Codex der Ohrenheilkunde die Weltherrschaft besessen. Die darin enthaltenen neuen Gedanken und Gesichtspunkte sind unzählige Male wörtlich ausgeschrieben oder paraphrasirt worden ohne Nennung der Quelle.

Das Interesse, welches schon durch die ersten Publikationen v. Tröltsch's in Deutschland für das bisher allgemein für unfruchtbar gehaltene Studium der Ohrenheilkunde erweckt war und welches sich dann ganz besonders durch sein Lehrbuch in zunehmend größeren Kreisen der Aerzte verbreitete, führte zu der Idee der Begründung eines besonderen literarischen Organs, welches Alles vereinigen sollte, was auf otologischem Gebiete gearbeitet wurde. Die erste Anregung hierzu ging von einem Augenarzte, Dr. Zander in Chemnitz, aus, der früher Assistent an der otiatrischen Poliklinik des Prof. Winter in Leipzig gewesen war und sich literarisch bereits durch ein Compendium über den Augenspiegel bekannt gemacht hatte. In einem Briefe vom 28. März 1863 schrieb mir v. Tröltsch, daß Dr. Zander ihn für den Plan der Gründung einer separaten deutschen Zeitschrift für Ohrenkrankheiten zu gewinnen suche, daß er (v. Tröltsch) aber an deren Existenzfähigkeit zweifle wegen ungenügender Zahl von Mitarbeitern und Abnehmern. Acht Monate später trat

A. Politzer mit derselben Idee an v. Tröltsch heran (Brief vom 21. November 1863) und verstand es, ihn für das Project zu gewinnen, obwohl ihm dasselbe immer noch als ein sehr zweifelhaftes Unternehmen erschien. Unter der Bedingung meiner Betheiligung ging v. Tröltsch nicht ohne Zagen an die Ausführung des Planes und vereinbarte mit der Stahel'schen Verlagsbuchhandlung in Würzburg den Contract über die Herausgabe unseres Archivs. Dir ersten Bände desselben folgten sich unregelmäßig und schleppend, und erst mit dem Uebergang des Archivs in den Verlag von F. C. W. Vogel in Leipzig kam dasselbe in ein glattes Fahrwasser, als durch wachsende Zahl der Mitarbeiter die Beiträge reichlicher zuströmten und durch geregelten Geschäftsbetrieb des neuen Verlegers das schnellere Erscheinen der Arbeiten und die weitere Verbreitung des Archivs gesichert war. Die bei der Begründung desselben von v. Tröltsch gehegten Zweifel an der dauernden Existenzfähigkeit haben sich also bei dem ungeahnten Aufschwung der Disciplin durch den äußeren Erfolg des Unternehmens als nicht begründet herausgestellt. v. Tröltsch selbst war in den ersten Bänden des Archivs ein eifriger Mitarbeiter und seine Beiträge förderten nicht nur das Ansehen des jungen Unternehmens, sondern waren in mehrfacher Hinsicht von bestimmendem Einfluß auf die Entwicklung der Disciplin. Auch späterhin, nachdem er die Redaction des Archivs vom VII. Bande ab in meine Hände gelegt hatte, blieb er derselben allzeit und mit unabläßigem Bemühen ein treuer Berather und hat es verstanden, die zeitweilig widerstrebenden Elemente zusammenzuhalten und dem Ganzen dienstbar zu machen.

Schon nach 3jähriger Lehrthätigkeit als Privatdocent wurde von der medicinischen Facultät in Würzburg die Ernennung v. Tröltsch's zum Professor extraordinarius beantragt. Dieselbe erfolgt in Bayern nie als bloße Titulatur, sondern nur unter gleichzeitiger Bewilligung eines namhaften Gehaltes. Unter diesen Umständen wäre die Ernennung verzögert worden, wenn inzwischen nicht eine Aufforderung zur Uebersiedelung nach Heidel-

berg an v. Tröltsch herangetreten wäre. Die Freude über die infolge dessen beschleunigte, am 25. Juni 1864 erfolgte Ernennung wurde getrübt durch den Tod von Heinrich Müller. Am 29. Mai 1865 schrieb v. Tröltsch darüber an mich: „Des Edlen Tod drang tiefer auf mich ein, als ich je von ähnlichen Schicksalsschlägen für möglich gehalten hätte. Keine Stunde, wo mir nicht Müller's Kopf und treues Gesicht vor Augen schwebt. Ich hatte ihn sehr lieb, wie wohl Jeder, der etwas tiefer in sein Wesen schaute. Zudem gestaltete sich gerade in letzter Zeit unser Verhältniß zu einem wahrhaft freundschaftlichen. — — — Die Lücke wird immer fühlbarer werden in allen Kreisen; auch beraubt sie mich eines treuen Rathes in Allem und namentlich in allen anatomischen Sachen. Ich arbeitete ja immer in seinem Zimmer seit Jahren und kannte er immer genau, was ich unter den Händen hatte."

Die nun folgenden Jahre verliefen unter fortgesetzter emsiger anatomischer und literarischer Arbeit. Als Früchte der ersteren erschienen die „Beiträge zur anatomischen und physiologischen Würdigung der Tuben- und Gaumenmusculatur" (1864), „Beiträge zur vergleichenden Anatomie der Ohrtrompete" (1867) und „Anatomische Beiträge zur Lehre von der Ohreneiterung" (1869). Für das große Handbuch der Chirurgie von Pitha und Billroth wurde v. Tröltsch als Bearbeiter des Abschnittes über die chirurgischen Krankheiten des Ohres (1866) gewonnen. Er entledigte sich dieser Aufgabe mit großem Geschick in knapper und eleganter Schreibweise, und trug durch diese Arbeit viel dazu bei, in chirurgischen Kreisen die Ueberzeugung von der Möglichkeit und Nothwendigkeit genauer Untersuchung des Ohrs zu verbreiten und die Bedeutsamkeit rechtzeitiger therapeutischer Eingriffe hervorzuheben. Namentlich sind die topographisch-anatomischen Verhältnisse der praktisch wichtigen Theile des Ohres in klarster Weise auseinandergesetzt, während der operative Theil der Darstellung, dem damaligen Standpunkte der Disciplin entsprechend, noch auffallend kurz behandelt ist. Bezüglich der operativen Eröffnung des Warzenfortsatzes wird eigentlich nur

vom anatomischen Standpunkte aus die Nothwendigkeit dieses bis dahin allgemein verpönten Eingriffes theoretisch und kritisch beleuchtet. Auf eigene Erfahrungen konnte sich v. Tröltsch nicht stützen, denn er hat diese Operation mit Ausnahme des einzigen Falles [1]), wo er die Eröffnung eines Knochenabscesses durch Sondendruck bewirkte, niemals ausgeführt.

Die sich schnell folgenden neuen Auflagen des Lehrbuches (3. Auflage 1867, 4. Auflage 1868, 5. Auflage 1873) erforderten wegen der nöthigen sorgfältigen Sichtung und Verarbeitung des neu hinzugekommenen Stoffes viel Zeit und Mühe und die fortdauernde Beschäftigung des Verfassers. Dabei dehnte sich die Privatpraxis immer weiter aus und erreichte zeitweise einen kaum zu bewältigenden Umfang. Da v. Tröltsch niemals seine Privatkranken der Sorge eines Assistenten überließ, sondern alles für die Behandlung Erforderliche selbst ausführte, so nahm die Praxis einen großen Theil des Tages in Anspruch. Trotzdem behielt er die Frische und die Kraft, sich nach Erledigung derselben in die Anatomie zu setzen und seinen Studien obzuliegen und dann Abends noch literarisch thätig zu sein. Ihren Höhepunkt erreichte die Praxis gewöhnlich im Sommer, wo die Leidenden aus aller Herren Ländern zuströmten und zum Theil für längere Zeit in Würzburg ihren Wohnsitz nahmen. In der Höhe der Saison soll die Villa Tröltsch schon öfters beim Tagesgrauen vor Sonnenaufgang von Patienten belagert gewesen sein. Fürsten und Potentaten antichambrirten mit gewöhnlichen Sterblichen zusammen stundenlang, bis an sie die Reihe des Empfanges kam. Für Jedermann hatte v. Tröltsch in seiner weltmännischen Gewandtheit die geeignete Form des Vertrauen gewinnenden, liebenswürdigen Verkehrs, er war gegen Hoch und Niedrig gleich hingebend, und wenn es sein mußte, gleich bestimmt und würdevoll-energisch. Seine Polyglottie kam ihm für den Verkehr mit den ausländischen Patienten erleichternd zu Statten. Englisch und Französisch sprach er von Jugend auf so geläufig wie Deutsch;

[1]) Virchow's Archiv. Bd. 21. S. 295. 1861.

Italienisch erlernte er noch im späteren Mannesalter, als sich die Zahl der Patienten aus Italien steigerte und die wiederholten Erholungsreisen dahin für ihn die Kenntniß der Landessprache erwünscht machten.

Der deutsch-französische Krieg unterbrach für einige Zeit die hochgehenden Fluthen der Fremdenpraxis; dafür wurde die anatomische Arbeit um so emsiger fortgesetzt. Als Frucht derselben erschien gleich nach dem Kriege die II. Serie der „Anatomischen Beiträge zur Ohrenheilkunde". Die politischen Ereignisse verfolgte v. Tröltsch mit glühendem patriotischen Interesse; verwirklichten sie ihm doch das Ideal, welches ihm als Jüngling vorgeschwebt hatte, die Einigung Deutschlands! Nach den blutigen Schlachten im August 1870 ließ es ihm keine Ruhe zu Hause. Er eilte auf den Kriegsschauplatz nach Frankreich, um sich als Arzt in den Dienst des Vaterlandes zu stellen. Als ärztlicher Begleiter von Transporten Verwundeter nach Deutschland fand er Verwendung, mußte aber diesen Dienst bald wieder einstellen, weil er sich durch Schlafen im Freien auf nassem Boden eine acute Exacerbation seines Ohrleidens zugezogen hatte. Diese hinterließ auf die Dauer eine wesentliche Verschlechterung seines Gehörs, verbunden mit quälenden Geräuschen, die den Schlaf beeinträchtigten und zeitweise die Gemüthsstimmung deprimirten.

Es folgte 1873 die 5. Auflage des Lehrbuches, wiederum in neuer Bearbeitung, mit vielen Zusätzen und Abänderungen.

1875 unternahm v. Tröltsch seine erste Reise nach Italien. Hier überließ er sich mit aller ihm zu Gebote stehenden Frische und Freude den Genüssen, welche Kunst und Natur ihm darboten. Alljährlich zog es ihn dahin zurück. Die Kunstschätze in Rom, Florenz, Neapel studirte er eifrigst, und sie wurden alljährlich von Neuem die Quelle seines Entzückens. Aber auch Land und Leute interessirten ihn immer mehr, je vertrauter er mit der Sprache wurde.

Die Lehrthätigkeit v. Tröltsch's blieb, durch die Ungunst der äußeren Verhältnisse (Mangel einer Klinik) gehemmt, lange Jahre hindurch eine fast rein theoretische. Er las in jedem Se-

mester ein von Studenten gern besuchtes Colleg über die Krankheiten des Ohres, mit welchem er Demonstrationen normaler und pathologisch-anatomischer Präparate verband. Gelegenheit zu klinischer Demonstration von Krankheitsfällen fehlte fast vollständig und zur Unterweisung in der Untersuchungsmethode des Ohres mußten gewöhnlich die Zuhörer selbst als Objecte dienen. Bis zum Jahr 1865 hielt er Sonntags Vormittags, wo er sich von den Privatkranken nicht sprechen ließ, eine poliklinische Sprechstunde für Arme im eigenen Hause, aus der er einiges Material für Unterrichtszwecke gewann. Eine Reihe von Jahren hindurch hielt er regelmäßig im April und October Lehrcurse für Aerzte von 4wöchentlicher Dauer, in denen aber das Lehrmaterial auch fast nur aus anatomischen Präparaten bestand, so daß zu einem systematischen Unterricht in der Technik der Untersuchung und zu einer praktischen Anleitung in der Behandlung Ohrenkranker keine Gelegenheit geboten war.

Trotz dieses für seine Lehrthätigkeit bedeutungsvollen und für ihn selbst am meisten fühlbaren Mangels wußte er seine Schüler zu fesseln und in vielen derselben für den Gegenstand von den ersten Stunden der Vorlesung an ein nachhaltiges Interesse zu erwecken. Aus dem Munde seiner Schüler habe ich oft rühmen hören, wie anregend und fesselnd seine Vorträge gewesen sind, die durch dieselbe fließende und elegante Sprache ausgezeichnet waren, welche wir in seinen Schriften bewundern. Einer seiner Lieblingsschüler schildert[1]) die Art seines Vortrags in folgenden Worten: „Oratorischer Effecte entbehrte er, vielmehr bestand der Reiz der Vorlesungen einmal in dem deutlich zu Tage tretenden Ernst, mit welchem es dem Verstorbenen um die Verbreitung otiatrischer Kenntnisse zu thun war, in dem Eifer, mit welchem immer wieder auf die praktische Wichtigkeit des Vorgetragenen hingewiesen wurde, andererseits in der gefälligen, schlichten, aber lebendigen Redeweise, nicht zum Geringsten

---

[1]) Fortschritte d. Medicin. 1890 Nr. 3. Nekrolog auf v. Tröltsch von Bürkner.

aber in der mit seltenem Geschick und Tact den Bedürfnissen und dem Verständnisse der Zuhörer angepaßten Auswahl des Stoffes; deutlich, niemals aber im Mindesten berechnet, verrieth sich in jeder einzelnen Collegstunde die Universalität der Bildung, welche dem Verewigten eigen war, sowie die Genialität, welche immer bedeutende Gesichtspunkte für die Betrachtung der Materie zu finden wußte. Wie mit der Feder, so war auch mit dem lebendigen Worte Anton v. Tröltsch ein äußerst maaßvoller, aber scharfsinniger Kritiker; er unterzog fremde Leistungen einer strengen, jedoch durchaus sachlichen Beurtheilung, wobei jedes Wort wohlbedacht war, jeder Einwand durch treffende Gründe unterstützt wurde und wobei der überlegene Standpunkt des Vortragenden auch dem Neulinge in der Wissenschaft gegenüber niemals in einer geringschätzigen oder verletzenden, niemals auch nur im Geringsten in einer anmaßenden Form zur Geltung kam."

In der Ungunst der äußeren Verhältnisse, dem schon berührten Mangel eines klinischen Instituts, allein ist der Grund zu suchen, daß v. Tröltsch praktisch gut vorbereitete Schüler nicht erziehen konnte, selbst nicht in der Zeit, wo ihm die Freude am Leben noch nicht durch eignes Gebrechen verkümmert war.

Ferner verdient hier erwähnt zu werden, daß v. Tröltsch, abgesehen von den kleineren Eingriffen, welche sich bei ambulanten Kranken ausführen lassen, eine eigentlich operative Thätigkeit nie geübt hat, noch weniger darin einen seiner Schüler oder poliklinischen Assistenten praktisch hat unterweisen können.

Im Wintersemester 1875/76 beschloß die medicinische Facultät in Würzburg einstimmig, die Ernennung v. Tröltsch's zum Ordinarius beim vorgesetzten Ministerium zu beantragen. Von diesem Beschluß wurde ihm amtlich Mittheilung gemacht; er bat aber die Facultät nach reiflicher Ueberlegung und nach schwerem Kampfe mit sich selbst, von diesem Vorhaben Abstand zu nehmen, weil er bei der Ueberlastung durch seine Privatpraxis nicht mehr die Kraft in sich fühlte, den durch diese Ernennung für ihn

erwachsenden Pflichten zu genügen. So bedauerlich und nachtheilig dieser Entschluß v. Tröltsch's in der Folge für das Ansehen und die Stellung der Ohrenheilkunde als Lehrfach an den deutschen Universitäten gewesen sein mag, so glänzendes Zeugniß giebt er für seine Bescheidenheit und große Gewissenhaftigkeit. Allerdings darf hier nicht verschwiegen bleiben, daß die Facultät eine Bedingung an ihren Vorschlag knüpfen wollte, welche ihm widerstrebte, und ohne welche sein Entschluß vielleicht anders ausgefallen wäre. v. Tröltsch sollte sich nämlich verpflichten, neben der Ohrenheilkunde das Fach der gerichtlichen Medicin zu übernehmen und zu dociren. Da er sich mit diesem bisher nie specieller beschäftigt hatte, so hielt er es mit seiner sonstigen Thätigkeit für unvereinbar, sich in dieses neue Fach noch einzuarbeiten; wahrscheinlich hielt er auch die Verbindung der beiden Disciplinen im sachlichen Interesse nicht für ersprießlich.

Ein Hauptbestreben v. Tröltsch's war stets darauf gerichtet, die Ohrenheilkunde zum Gemeingut aller Aerzte zu machen. Aus diesem Grunde trat er in einer motivirten Vorstellung vom Jahre 1878 beim deutschen Reichskanzleramt mit dem Antrage hervor, die Ohrenheilkunde als Prüfungsfach beim ärztlichen Staatsexamen in Deutschland einzuführen. Diese Bemühung, der Ohrenheilkunde die ihr gebührende Berücksichtigung von Seiten der Staatsregierung bei der ärztlichen Prüfung zu verschaffen, blieb leider ohne praktischen Erfolg. Daß ihm nicht einmal von Seiten des Reichskanzleramtes eine Antwort auf seine wohlbegründeten Vorschläge zu Theil geworden ist, hat ihn peinlich berührt und mit Unmuth erfüllt, so daß er späterhin nie wieder den Versuch gemacht hat, seiner Ueberzeugung nach dieser Richtung hin öffentlich Ausdruck zu geben. Aus einer Mittheilung von Tröltsch[1]) erfahren wir, daß er jene Eingabe an das Reichskanzleramt auch an die Decanate sämmtlicher medicinischen Facultäten Deutschlands zur Begutachtung bei Gelegenheit der Berathung über den damals vorgelegten neuen Prüfungs-

[1]) Gesammelte Beiträge 1883. S. 251.

entwurf eingesandt hat. Von den Facultäten Bonn, Greifswald, Heidelberg und Kiel lief die Antwort ein, daß die betreffende Berathung und Schlußfassung bereits vorher stattgefunden habe und daß daher keine amtliche Besprechung des eingesandten Schriftstückes veranlaßt worden sei. Die Facultäten Erlangen und Tübingen erklärten, daß sie die Aufnahme der Ohrenheilkunde unter die Prüfungsgegenstände ablehnten. Dagegen theilte ihm die medicinische Facultät Würzburg amtlich mit, sie habe in ihrer Sitzung vom 27. Januar 1879 mit Einstimmigkeit beschlossen, daß in den Gesammtbereich der Facultät über den von ihr zu begutachtenden Entwurf der Prüfungsordnung folgender Passus aufgenommen werde:

„Die medicinische Facultät anerkennt die Bedeutung der Lehre von den Ohrenkrankheiten und hat den Wunsch, daß der Otiatrik eine gewisse Berücksichtigung in der Prüfungsordnung zu Theil werde, etwa durch Einschaltung bezüglicher Bestimmungen in § 10, 1 b Abs. 3 der Commissionsbeschlüsse der chirurgischen Prüfung."

In den Verhandlungen des deutschen Reichstags vom 8. März 1879 gab der damalige Commissar des Bundesraths auf die Interpellation des Abgeordneten Günther (Nürnberg) die Erklärung ab: „Nur für diejenigen Specialfächer sollten in der ärztlichen Staatsprüfung besondere Abtheilungen errichtet werden, deren genaue Kenntniß für jeden praktischen Arzt zur unmittelbaren Verwendung in den Fällen der Noth absolut unentbehrlich sei." Hiermit hatte man nun unbewußt und gewiß wider Willen, freilich auch ohne jeglichen thatsächlichen Erfolg, der — obiger Voraussetzung in vollem Maaße entsprechenden — Ohrenheilkunde einen berechtigten Platz unter den Prüfungsfächern zuerkannt.

Erst im Sommersemester 1879, als v. Tröltsch bereits durch Kränklichkeit behindert war, sich seiner Lehrthätigkeit mit Lust und Hingebung widmen zu können, wurde eine Universitäts-Poliklinik (Ambulatorium) für Ohrenkranke in Würzburg eingerichtet, mit deren Leitung er beauftragt wurde. Da nicht

einmal ein besonderer Assistent für dieses Institut bewilligt wurde, sondern ein Assistent der medicinischen Poliklinik als Nebenamt die Assistenz in der otiatrischen Poliklinik versehen mußte, konnte eine gedeihliche Entwicklung des Instituts kaum erwartet werden, um so weniger, als v. Tröltsch durch sein zunehmendes Leiden in der Erfüllung seiner Pflichten als Director des Instituts von Jahr zu Jahr mehr behindert wurde.

Die Höhe seiner thätigen Laufbahn lag nun hinter ihm. Wie sehr seine Wirksamkeit, die praktische sowohl, als die wissenschaftliche, von den verschiedensten Seiten Anerkennung gefunden, davon waren ihm seit lange zahlreiche Beweise zu Theil geworden. War er doch als Arzt länger als 2 Decennien der gesuchteste und bekannteste seines Faches auf dem ganzen Erdenrund gewesen; eine große Zahl wissenschaftlicher Gesellschaften des In- und Auslandes rechneten es sich zur Ehre, ihn Mitglied zu nennen; an Titeln[1]) und Ordensdecorationen fehlte es nicht.

Es war indeß den noch übrigen Jahren gezwungener Unthätigkeit vorbehalten, ihm zwei Anerkennungen zu bringen, welche er vor allen anderen werth hielt: einmal die Huldigung, welche ihm von den Collegen aller Länder bei Gelegenheit seines 25jährigen Docentenjubiläums im März 1886 bereitet wurde; ferner (und diese Auszeichnung war ihm sicherlich von allen die werthvollste) die Adresse, welche ihm die medicinische Facultät in Würzburg, der er 29 Jahre hindurch angehört hat, bei derselben Gelegenheit durch eine Deputation der Professoren v. Scanzoni, Fick und Rindfleisch überreichen ließ. Der Wortlaut derselben ist folgender:

„Dem Professor v. Tröltsch, dem Begründer der deutschen Ohrenheilkunde, welcher durch sein mustergültiges Lehrbuch zuerst diesen Theil der Heilkunde auf anatomische, physiologische und pathologisch-anatomische Grundlage gestellt hat, — dem welt-

---

[1]) v. Tröltsch hatte 1876 den Titel eines kgl. bayerischen Hofrathes zuertheilt bekommen, welchen er, ein Feind aller Titulaturen, nur annahm, um nicht zu verletzen, dessen er sich aber niemals bediente.

berühmten Arzte, welcher durch neue von ihm eingeführte Untersuchungs- und Behandlungsweisen die Leiden zahlreicher, von Nah und Fern sichere Hülfe suchender Kranken gelindert hat, — dem Forscher, der durch viele Einzeluntersuchungen die Anatomie, Physiologie und Pathologie des Ohres bereichert hat, — bringt die medicinische Facultät zu Würzburg, die ihn mit Stolz zu den Lehrern dieser Hochschule zählt, ihren herzlichen Glückwunsch bei Ablauf des ersten Vierteljahrhunderts seiner Lehrthätigkeit dar."

Diese Anerkennungen thaten seinem Herzen wohl; sie mögen ihm die Ertragung seines Leidens erleichtert haben — eines Leidens, dessen eingehendere Schilderung hier einen Platz zu finden verdient [1]).

Die ersten Symptome jener verhängnißvollen Krankheit, welche, sehr langsam fortschreitend, die Thätigkeit v. Tröltsch's im letzten Decennium seines Lebens lähmte und für ihn und seine nächsten Angehörigen zur Quelle unsäglichen Leidens werden sollte, hatten sich schon im Sommer 1877 bemerkbar gemacht.

Sie äußerten sich in einer „Ungeschicklichkeit" der linken Hand beim Zuknöpfen der Kleider, Essen u. s. w. und in einer erschwerten Beweglichkeit des linken Schultergelenks mit auffallendem Krachen in oder an demselben bei stärkeren Bewegungen, welche anfangs auch etwas schmerzten.

Durch längere gymnastische Uebungen des Schultergelenks trat eine Erleichterung in den Bewegungen desselben ein, aber die linke Hand wurde immer ungeschickter zum Gebrauch. Als nächste Ursache davon stellte sich bald das Uebergewicht in der Thätigkeit der Flexoren der linken Hand über die Extensoren heraus; das Strecken dieser Hand ließ sich überhaupt nur schwierig und langsam ausführen und war schließlich immer mit

---

[1]) Die Schilderung des Krankheitsverlaufes gebe ich nachstehend nach den darüber von v. Tröltsch selbst gemachten Aufzeichnungen, die bis zum Jahre 1883 reichen. Von da ab konnte ich mich auf Mittheilungen der nächsten Angehörigen und auf meine bis zum Ende fortgesetzte Correspondenz mit v. Tröltsch stützen.

Tremor der Hand verbunden. Dazu gesellte sich bald ein häufiges Kriebeln und Pelzigsein im linken Vorderarm, namentlich beim Liegen.

Im December 1878, wo zuerst von Dr. Emminghaus eine Untersuchung und Behandlung mit dem faradischen und constanten galvanischen Strom vorgenommen wurde, ward am linken Vorderarm eine starke Hyperästhesie neben Verminderung der Muskelcontraction im Verhältniß zum rechten Vorderarm constatirt. Die elektrische Behandlung in Verbindung mit protrahirten lauwarmen Armbädern brachte anfangs entschiedene Erleichterung. Die Beweglichkeit der Finger wurde besser, das Strecken war im Allgemeinen rascher und leichter möglich; auch das Kriebeln im Vorderarm verschwand zeitweise ganz. Nach kurzer Pause der Behandlung im Februar 1879 wurde die elektrische Behandlung deshalb von Neuem fortgesetzt, in Verbindung mit Gymnastik, später mit Massage des Vorderarms, die indeß beide ebensowenig, wie Armschlammbäder in Kissingen Erleichterung hervorbrachten. Nach der Kissinger Cur stellten sich im Gegentheil Schmerzen in den Fingergelenken ein, während die Hand gleich schwer beweglich blieb.

Im September 1879 traten zuerst auf einer Reise in Bern Schmerzen in der linken Fußsohle auf, anfangs intermittirend und ohne sehr im Gehen zu geniren, nach der Heimkehr von der Reise aber in sehr gesteigertem Grade. Dr. Rosenberger (Würzburg) diagnosticirte einen Krampfzustand des M. tibialis anticus bei Erschlaffung der Wadenmuskeln und empfahl Massage der letzteren, die nach einigen Wochen auch bedeutende Besserung und Erstarkung der schlaffen Wade herbeiführte.

Als Dr. Rosenberger später auch auf die Erkrankung des linken Armes hingelenkt wurde, fand er eine Atrophie des linken M. deltoideus und war geneigt, die ganze Erkrankung am Arm auf eine Ueberanstrengung der Vorderarmmuskeln und besonders der Muskeln der linken Hand beim Halten des Ohrkatheters zu beziehen. Er empfahl tägliche Massage des Deltoideus und des

Vorderarmes, sowie am Fuß, der wieder bedeutend brauchbarer geworden war.

Im Januar 1880 stellte sich eine Schmerzempfindung im rechten Arm ein, zumeist in der Supinatorengruppe, zeitweise am Triceps oder überhaupt auf der Rückseite des Oberarms. Der Schmerz war von wechselnder Intensität und steigerte sich sehr auffällig beim Gebrauch der betreffenden Muskeln. Durch sanftes Streichen derselben hörte der Schmerz in den Muskeln auf, schien aber im Ellbogengelenk oder im Knochen selbst fortzudauern.

Nach einem längeren Spaziergang trat Ende Februar ein ungewöhnlich heftiger Schmerz von mehrtägiger Dauer unter dem linken Malleolus externus ein. Nach mehrtägiger Massage der schmerzenden Stelle ließ der Schmerz nach und das Gehen wurde wieder leichter möglich.

Am 2. März 1880 fand die erste Untersuchung von Gerhardt statt, welcher fortan mit kürzeren oder längeren Zwischenräumen den Kranken elektrisch untersuchte, sowie überhaupt die spätere Behandlung anordnete und überwachte. Gerhardt fand bei Benutzung des constanten Stromes die Contractilität der linken Vorderarmmuskeln vermindert gegen rechts unter auffälliger Veränderung der Sensibilität am linken Vorderarm gegen früher. (Ob nicht excessiv gesteigert?) Er fand grauen Saum des Zahnfleisches an den oberen Zähnen und erklärte die Paralyse als Folge chronischer Bleiintoxication. Wodurch dieselbe entstanden sein sollte, blieb allerdings unklar, obwohl alle Möglichkeiten, durch welche eine solche Vergiftung herbeigeführt sein konnte, mit großer Umsicht und Genauigkeit berücksichtigt wurden. Die täglich in der Praxis benutzten Instrumente (Katheter, Gummiballons), das Trinkwasser, die Tapeten in Arbeits- und Schlafzimmer u. s. w. wurden auf Bleigehalt untersucht. Alles ohne positives Resultat. Trotzdem blieb Gerhardt bei seiner Diagnose und ordnete dieser entsprechend seine Therapie an (Jodkalium, Schwefelbäder, Massage und Gymnastik, später constanten Strom). Die silbernen Ohrkatheter wurden mit einer

besonderen Vorrichtung zur Erleichterung der Haltung und Fixation versehen.

Unterbrechung der Praxis; 5wöchentlicher Aufenthalt in Gries bei Bozen. Während der ganzen Zeit innerlich Jodkalium und Schreber'sche Zimmergymnastik.

Nachdem sich im Sommer 1880 unter Fortsetzung der Gerhardt'schen Behandlung bei mehrmaligen Untersuchungen unverkennbare Besserung in den elektrischen Reactionserscheinungen des linken Vorderarms gezeigt hatte, auch die Schmerzhaftigkeit des rechten Arms unter dem Cubitalgelenk nachgelassen (während sich allerdings einige Zeit starke Wadenkrämpfe linkerseits eingestellt hatten), reiste v. Tröltsch im September selbigen Jahres zu Dr. Metzger nach Amsterdam, um dessen Ansicht zu hören. Derselbe diagnosticirte „Polyarthritis chronica sicca, links vorgeschritten, rechts beginnend. Fühlbare Verdickung der Gelenkkapseln mit Druckschmerz am Schultergelenk, Humero-Ulnargelenk, Hand- und Fingergelenken" und rieth nicht die Muskeln, sondern die Gelenke in allen ihren Bewegungsmöglichkeiten zu massiren, daneben Bäder und Marienbader Kreuzbrunnen zu brauchen.

Durch diese abweichende Diagnose beunruhigt, bat v. Tröltsch am 10. October 1880 Prof. v. Bergmann, damals noch in Würzburg, um seine Untersuchung. Dieser fand: „Gelenke frei. Gelenkkapseln vielleicht geschrumpft, consecutiv durch die Haltung des Gliedes. Muskelleiden."

Die Massage der Muskeln wurde fortgesetzt. Ende November wurde die Beweglichkeit der Hände freier, das Volumen der Vorderarmmuskeln nahm zu.

Mitte Januar 1881 constatirte Gerhardt, daß das Volumen der Vorderarmmuskeln, in gleicher Entfernung von der Armbeuge gemessen, rechts 45 cm., links 44 cm. betrug, also wohl normal war. Dagegen zeigte sich die Sensibilität für faradische Reizung links beträchtlich schwächer als rechts am Vorderarm; noch stärker der Unterschied beim constanten Strom sowohl für Empfindung, wie für Muskelcontractilität. Die Differenz schien

größer, als im Juli des verflossenen Jahres. Gerhardt blieb bei seiner früheren Diagnose (Bleilähmung) und erachtete als Stütze derselben für besonders wichtig den braunen Saum an einigen Fingernägeln und an der großen Zehe des linken Fußes. Der graue Saum am Zahnfleisch war jetzt nur schwach erkennbar. (Kolikschmerzen waren nie voraufgegangen.) Gerhardt war aber jetzt geneigt anzunehmen, daß Bleiintoxication allein nicht zu Grunde läge. Die Therapie blieb dieselbe, Jodkalium, zeitweise Schwefelbäder, mäßiges Massiren, später constanter Strom.

Die im März desselben Jahres (1881) edirte 7. Auflage des Lehrbuches und die in dieselbe Zeit fallende Bearbeitung der „Krankheiten des Gehörorgans im Kindesalter" für Gerhardt's Handbuch der Kinderkrankheiten beweisen, daß v. Tröltsch trotz seines Leidens sich noch fortdauernd eifrigst literarisch beschäftigen konnte. Auch war er im Stande, trotz des Tremors im linken Arm und trotz häufig sehr empfindlicher Schmerzen seine consultative Praxis in eingeschränktem Maaße fortzusetzen.

Ein 6wöchentlicher Aufenthalt in Gries bei Bozen (April und Mai 1881) sollte nach der angestrengten literarischen Thätigkeit Ruhe und Erholung gewähren, wurde aber durch zunehmenden und andauernden Schmerz im oberen Drittel des linken Oberschenkels störend beeinflußt. Dieser Schmerz hielt bis zum Herbst an und concentrirte sich nach und nach während eines Aufenthalts in Kissingen — wo v. Tröltsch übrigens ziemlich weit und ohne übermäßige Ermüdung gehen konnte — am Trochanter major. Prof. v. Bergmann fand bei einer Untersuchung das Periost dort etwas verdickt und empfindlich und empfahl den Gebrauch trockener Schröpfköpfe und Massage, wonach der Schmerz verschwand.

Uebrigens hatte Gerhardt schon im Mai 1881 nach erneuter Untersuchung außer dem Fortgebrauch der Schwefelbäder Argentum nitricum zum inneren Gebrauch angerathen, was darauf hinzudeuten scheint, daß Gerhardt seine Diagnose verändert und eine Erkrankung des Rückenmarks angenommen hatte.

Den Winter 1881/82 verbrachte v. Tröltsch an der Riviera.

Während des dortigen Aufenthalts genoß er guten Schlaf und Appetit; der Tremor der linken Hand dauerte jedoch fort — er wurde stärker, wenn der Kranke sich beobachtet glaubte — und der linke Arm litt öfters, einmal einen halben Tag lang, an Eingeschlafensein. Es erwies sich nach der Rückkehr von der Riviera die elektrische Reizbarkeit am linken Vorderarm als recht befriedigend, weshalb vorläufig unter Fortgebrauch der Gymnastik die elektrische Behandlung ausgesetzt und gegen den Tremor Solut. Fowleri verordnet wurde.

Die Ausübung der Praxis im folgenden Sommer war in eingeschränktem Maaße wieder möglich und wurde ziemlich gut vertragen.

Es folgte ein Herbstaufenthalt in Berchtesgaden, wo oft Muskelschmerzen am rechten Oberarm und in der Schulter eintraten. Im October 1882 bezeichnete Gerhardt bei erneuter Prüfung wiederum die Erkrankung „als Muskelerkrankung durch chronische Bleiintoxication angeregt". Die Schwefelbäder, von denen im Ganzen schon ca. 80 gebraucht waren, wurden zeitweise wiederholt, innerlich der Gebrauch des Arg. nitricum wieder begonnen, mäßiges Turnen bei täglichem Gehen ohne Uebermüdung fortgesetzt.

Die Anstrengung einer ziemlich großen consultativen Praxis im October und November 1882 konnte wieder leidlich ertragen werden. Aber das Zittern bestand unverändert fort und nach den Schwefelbädern war jedesmal eine auffallend erschwerte Beweglichkeit bemerkbar.

Auch traten um diese Zeit Symptome allgemeiner — besonders cerebraler — Neurasthenie in den Vordergrund. Der bis dahin leidliche Schlaf wurde häufig schlecht und erforderte die Anwendung hypnotischer Mittel (Chloralhydrat, Sulfonal); die psychische Resistenz hatte bedeutend abgenommen und der Kranke war leicht erregbar. Zudem traten aufs Neue beim Gehen Schmerzen unter dem linken Malleol. externus auf, welche die seit einiger Zeit aufgegebene Massage-Behandlung eine Zeit lang wieder in Gebrauch nehmen ließen.

Als bald darauf (Januar 1883) auch die elektrische Untersuchung ein ungünstiges Resultat ergab, ward der Gebrauch von Secale cornutum, welches schlecht vertragen wurde, abwechselnd mit dem gut vertragenen Arsenik von Gerhardt empfohlen und ein Frühlingsaufenthalt in Pallanza angerathen. Dieser schien günstig zu wirken und besonders den Tremor wohlthätig zu beeinflussen. Dennoch war bald nach der Heimkehr der Zustand im Ganzen wie früher, und trotz erneuerter Anwendung von Schwefelbädern, Massage und Gymnastik neben dem inneren Gebrauche des Zincum oxyd. alb. zeigte sich die mäßige Anstrengung bei der consultativen Praxis im Sommer 1883 schwer erträglich, namentlich wurde die Unsicherheit im Halten des Katheters immer hinderlicher.

Ebensowenig hatten die im September benutzten Bäder von Ragaz trotz der durch sie herbeigeführten Erleichterung (allgemeine Kräftezunahme, größere Beweglichkeit der Finger, Abnahme der Steifigkeit des linken Arms) einen nachhaltig günstigen Einfluß.

Anfang October 1883 constatirte Gerhardt eine auffallende Schwellung des linken Handgelenkes und verschiedener Fingergelenke. Einzelne der letzteren, besonders am Ringfinger und Daumen, waren bei Druck schmerzhaft. Diese Schmerzhaftigkeit war schon in Ragaz während einer 3tägigen, Abends fieberhaften Affection mit stark sedimentirendem Harn sehr auffällig gewesen. Gerhardt sah die Gelenksteifigkeit als möglicherweise gichtisch an und empfahl versuchsweise den Gebrauch des Lithion salicylicum. Außerdem wurden die geschwollenen Gelenke zwischen die Elektroden des constanten Stromes genommen.

Im Frühling 1885 gebrauchte v. Tröltsch in Baden-Baden neben Massage von Arm und Hand die schwedische Heilgymnastik unter Anwendung der Zander'schen Apparate. Diese Cur hatte einen unverkennbar schlechten Erfolg, wohl durch die dabei stattgehabte zu große Muskelanstrengung; der Tremor wurde stärker.

Im Sommer 1885 wurde auf den Rath Prof. Kahler's

in Prag, der das Leiden für eine durch Ueberarbeitung verursachte Neurose ohne organische Veränderung in den Centren erklärt haben soll, ein Versuch mit elektrischen Bädern gemacht. v. Tröltsch glaubte, einige Erleichterung durch dieselben zu fühlen und setzte sie deshalb auch im Sommer 1886 fort. Jedenfalls war der Einfluß derselben auf den Tremor kein bemerkbarer, und die durch denselben herbeigeführten Beschwerden, die sich bisher nur bei jeder Erregung zu einer peinlichen Höhe gesteigert hatten, blieben jetzt constant derartig, daß v. Tröltsch seit März 1886 seine Praxis, welche er schon seit Jahren mehr und mehr eingeschränkt hatte, definitiv aufgab. Die Sensibilität der Haut an Händen und Füßen blieb erhalten, auch die Muskelcontractilität bei elektrischer Reizung soll in der Folge nicht erheblich zunehmend alterirt gewesen sein. Während des Schlafes hörte der Tremor vollständig auf.

Im Winter 1888/89 führte Dr. Hoffa noch die allgemeine Körpermassage aus, die dem Kranken jedesmal Erleichterung verschaffte und eine entschieden günstige Einwirkung auf das Gesammtbefinden hatte. Ein erkennbarer Nutzen davon zeigte sich besonders darin, daß v. Tröltsch Abends wieder theilweise seine Hände gebrauchen konnte, z. B. zum Essen. Aber auch gleich nach jeder einzelnen Vornahme dieser allgemeinen Massage fühlte sich v. Tröltsch erfrischt und gekräftigt, und glaubte er sogar auch eine nachhaltige Wirkung davon zu verspüren, die er durch consequent durchgeführtes Turnen an einem Hängeapparat zu unterstützen versuchte. Dies war der letzte unter den vielen Curversuchen, die angestellt wurden, von denen leider kein einziger dauernde Besserung schuf, wiewohl einige derselben (so besonders die Massage der Muskeln, die elektrische Behandlung, Aufenthalt an passenden Curorten) allerdings nicht nur vorübergehende Erleichterung, sondern auch zeitweilige Besserung wesentlicher Krankheitserscheinungen im Gefolge hatten. —

Diese Leidenszeit von 13 Jahren hat v. Tröltsch mit bewundernswerther Ergebung und mannhafter Standhaftigkeit ertragen. In den letzten Jahren wurde ihm das Schreiben

wegen des Tremors, der sich auch auf den rechten Arm und die rechte Hand ausgedehnt hatte, unmöglich, nachdem schon lange vorher die zunehmend kleinere und undeutlichere Handschrift hatte erkennen lassen, wie beschwerlich ihm jeder Versuch zu schreiben fallen mußte. Bei jeder Bewegung, beim An- und Auskleiden, beim Essen u. s. w. war v. Tröltsch in den letzten Jahren auf fremde Hülfe angewiesen. Mit unendlicher Aufopferung und zärtlicher Liebe wurde er von seiner Gattin und seinen Töchtern gepflegt, und das Gefühl, zur Unthätigkeit gezwungen zu sein, hat ihn oft schwer bedrückt. Glücklicherweise war die Abnahme seiner Körperkräfte keine so excessive, daß er nicht bis zuletzt ohne Unterstützung hätte gehen können.

Auf der anderen Seite erhielten sich seine Intelligenz und sein Gedächtniß völlig ungetrübt. Er verfolgte bis zuletzt alle Erscheinungen des öffentlichen, wissenschaftlichen und politischen Lebens mit dem regsten Interesse, übte sogar, wie oben erwähnt, noch bis in die letzte Lebenszeit, wenn auch mit der äußersten körperlichen Anstrengung, seine Rechte und Pflichten als Staatsbürger bei den Wahlen aus. Sein bis zuletzt reger Geist beschäftigte sich mit den mannigfachsten Gegenständen. Sein Interesse für Kunst und Naturschönheiten erlahmte nicht mit der Zunahme seines Leidens, sondern beide blieben für ihn bis in die letzten Lebensjahre die Quelle wahrer Freude und hohen Genusses.

Im letzten Jahre las er besonders viel historische Werke. Seine letzte Lectüre waren Döllinger's gesammelte Reden und Stanley's Kongo und der Kongostaat.

Wenn wir den ganzen Verlauf der Krankheit, die so verschiedenartig gedeutet wurde, ins Auge fassen, so läßt sich nachträglich, trotz der fehlenden Autopsie, welche auf Wunsch der Gattin unterblieb, wohl mit ziemlicher Bestimmtheit sagen, daß es sich um ein Leiden der Nervencentra gehandelt hat, und zwar um disseminirte Sklerose des Rückenmarks. Ob die von Gerhardt lange Zeit dem Kranken gegenüber vertretene Diagnose der chronischen Bleiintoxication als Ursache der Paralyse

und Arthralgien ernstlich gemeint war oder nur solaminis causa supponirt ward, sei dahingestellt. Jedenfalls ist der Nachweis der Ursache einer Bleiintoxication nicht erbracht worden, und es fehlten für eine solche die für die Diagnose allerdings nicht immer entscheidenden, aber doch sehr wichtigen Symptome der Kolik, Albuminurie, Stuhlverstopfung, Pulsverlangsamung. v. Tröltsch selbst glaubte lange daran, daß eine Bleiintoxication die Ursache seines Leidens gewesen sei, bezeichnete aber dasselbe in den letzten Jahren nach dem lästigsten Symptom des Tremors als Paralysis agitans, wohl mit Unrecht, weil das Zittern nicht vollkommen unabhängig war von willkürlichen Bewegungsimpulsen und die elektrische Reaction in den vorzugsweite afficirten Muskeln der linken Hand und des linken Vorderarms nicht unverändert blieb.

Die Erlösung von seinem langjährigen Leiden fand v. Tröltsch durch einen Influenzaanfall, dem der geschwächte Körper nicht zu widerstehen vermochte. Nachdem er das Weihnachtsfest 1889 im Kreise seiner Familie verhältnißmäßig wohl und heiter gefeiert, besonders erfreut durch den Besuch seiner jüngsten verheiratheten Tochter, und am Neujahrstage 1890 sich noch über die zahlreichen Grüße von alten Freunden lebhaft gefreut hatte, wurde er von einem Bronchialkatarrh befallen, der ihn indeß nicht abhielt, täglich 2mal kurze Zeit ins Freie zu gehen, wie er es gewohnt war und wonach er dringendes Bedürfniß empfand. Am Sonntag den 5. Januar Vormittags machte er bei hellem und schönem Wetter mit seiner ältesten Tochter seinen letzten kurzen Ausgang. Gegen Mittag fühlte er sich sehr unwohl und erschöpft und ließ Nachmittags seinen Hausarzt rufen, der Influenza constatirte. Die folgende Nacht verlief unter Fieber und Athembeschwerden, jedoch bei vollkommen klarem Bewußtsein. Montag und Dienstag war das Befinden wieder besser; er blieb den ganzen Tag außer Bett, las seine gewohnten Zeitungen und Bücher, war jedoch matt und schwach. Am Mittwoch Nachmittag verschlimmerten sich alle Erscheinungen; die bisher reichliche Expectoration stockte und der Athem wurde stertorös. Noch

in der folgenden Nacht zog der Hausarzt Herrn Prof. Leube hinzu. Bis 3 Uhr steigerten sich die Qualen der Athemnoth so sehr, daß v. Tröltsch, trotz des Widerstrebens der Angehörigen, das Bett zu verlassen verlangte. Er stand auf und setzte sich in den Lehnstuhl in seinem Arbeitszimmer, wo er einschlief und auch über eine Stunde lang fest und ohne Athembeschwerden fortzuschlafen schien. Als er dann auf sein Verlangen wieder zu Bett gebracht wurde, schlummerte er auch da ohne Beschwerden weiter bis zum Morgen. Als Prof. Leube um 10 Uhr früh (Donnerstag, 9. Januar) bei dem Patienten erschien und ihn fragte, ob er Schmerz empfinde, erklärte er, „keine Spur". Er war bei Bewußtsein und völlig klar, fragte den Professor, wofür dieser sein Leiden halte (Bronchitis), und erkundigte sich bei seinen Angehörigen genau nach Allem, was man ihm in der vergangenen Nacht gegeben habe. Um 11 Uhr stand er wieder aus dem Bett auf und verbrachte den Tag theils auf dem Sopha liegend, theils in seinem Lehnstuhl. Mittags freute er sich noch sichtlich über den Besuch seiner jüngsten Tochter, scherzte mit ihr, nahm auch Einiges zu sich, schlummerte dann längere Zeit und konnte danach trotz seiner Mattigkeit, auf seine Tochter gestützt, etwas durch die Zimmer gehen. Nachmittags vermißte er die Gegenwart seiner Gattin, die, inzwischen auch an Influenza erkrankt, das Bett aufzusuchen gezwungen worden war. Um 6 Uhr verlangte er ein Glas Wein und verschied bald darauf in seinem Sessel vor dem Schreibtisch, an dem er so rastlos geschafft hatte, nach einem letzten Kampf von halbstündiger Dauer ohne bewußtes Leiden unter den Erscheinungen von Lungenödem. —

Fassen wir nun zum Schluß das Lebensbild des heimgegangenen Begründers dieses Archivs zusammen, so zeigt sich uns eine Laufbahn, so segensreich und ehrenvoll wie wenige, deren trauriger Abschluß nur vermochte, uns die erhabene Persönlichkeit des Abgeschiedenen in höherem Glanze zu zeigen.

Durch ungewöhnlich vielseitige und gründliche wissenschaftliche Ausbildung vorbereitet ging er an sein Werk, die Reform

der Ohrenheilkunde, überwand die ihm entgegenstehenden Hindernisse und Schwierigkeiten mit bewundernswerther Beharrlichkeit und Consequenz und ertrug, auf der Höhe seines Erfolges angelangt, die Qualen eines unheilbaren Leidens lange Jahre mit größter Seelenstärke, wie ein Held kämpfend, bis zum letzten Athemzuge.

Der Heimgegangene war in Wahrheit ein hervorragender Mann! Groß im Schaffen, groß im Dulden war und ist er ein nachahmungswürdiges Vorbild, nicht allein für die ärztliche Welt; seine Fachgenossen aber und die Wissenschaft werden fort und fort den Namen Anton v. Tröltsch mit bewundernder Anerkennung, mit Dank und Ehrerbietung nennen. Sein Name wird fortleben und leuchten für alle Zeiten!

---

## Chronologisches Verzeichniß seiner wissenschaftlichen Werke.

1853. Zur Casuistik der complicirten Knochenbrüche. Dissert. inauguralis. Würzburg.

1856. Reisebriefe über den Zustand der Augen- und Ohrenheilkunde in Großbritannien und Irland. An Herrn Prof. Arlt. Bayr. ärztl. Intelligenzblatt. Nr. 13 u. 14.

— Ueber die anatomischen Verhältnisse des Trommelfells. Würzb. Verhandlungen. Bd. VII. Sitzungsberichte. S. 38.

1857. Beiträge zur Anatomie des menschlichen Trommelfells. Zeitschr. f. wissenschaftliche Zoologie. Bd. IX. S. 91. (Mit Tafel VII A.)

1858. Ueber die Untersuchung des Gehörgangs und Trommelfells. Würzb. Verhandlungen. Bd. IX. S. 35.

— Ueber die Häufigkeit von Eiteransammlungen in der kindlichen Paukenhöhle. Ebenda. S. 77.

— Zwei Fälle von tödtlich endender Otorrhoe. Ebenda. S. 151.

— Die Untersuchung des Gehörorgans an der Leiche. Virchow's Archiv. Bd. 13. S. 513.

1859. Anatomische Beiträge zur Ohrenheilkunde. I. Section von 16 Schwerhörigen. Ebenda. Bd. 17. S. 1—30.

1860. Die Untersuchung des Gehörgangs und Trommelfells. Ihre Bedeutung, Kritik der bisherigen Untersuchungsmethoden und Angabe einer neuen. Deutsche Klinik Nr. 12—16. (Ins Französische übersetzt: Gaz. hebdomadaire de Paris. 1860. Nr. 24 u. 26.)

**1861.** Die Anatomie des Ohres in ihrer Anwendung auf die Praxis und die Krankheiten des Ohres. Beiträge zur wissenschaftlichen Begründung der Ohrenheilkunde [1]). Pro venia legendi. Würzburg.

— Die Krankheiten des Trommelfells. Wien. med. Wochenschr. Nr. 9 u. 10.

— Ueber die Krankheiten des äußeren Gehörgangs. Würzb. med. Zeitschrift. Bd. II. S. 60.

— Ein Fall von Anbohrung des Warzenfortsatzes bei Otitis interna mit Anmerkungen über diese Operation. Virchow's Archiv. Bd. 21. S. 295.

— Der Katheterismus der Ohrtrompete. Seine Ausführung und sein praktischer Werth. Deutsche Klinik. Nr. 23 u. 24.

1862. Die Krankheiten des Ohres, ihre Erkenntniß und Behandlung. Ein Lehrbuch der Ohrenheilkunde in Form akademischer Vorträge [2]). Würzburg. I. Auflage im Mai, II. unveränderte Auflage im November.

1863. Ueber den gegenwärtigen Standpunkt der Diagnostik der Gehörkrankheiten. Amtlicher Bericht über die 37. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Carlsbad. S. 277.

1864. Beiträge zur anatomischen und physiologischen Würdigung der Tuben- und Gaumenmusculatur. Arch. f. Ohrenheilk. Bd. I. S. 15.

— Das Politzer'sche Verfahren zur Wegsammachung der Ohrtrompete in seiner Bedeutung für die Ohrenheilkunde. Ebenda. S. 28.

1866. Beiträge zur vergleichenden Anatomie der Ohrtrompete. Ebenda. Bd. II. S. 214.

— Die Krankheiten des Ohres [3]). Im Handbuche der allgemeinen und speciellen Chirurgie, herausgegeben von Pitha und Billroth. Bd. III. Abthlg. I. Liefg. 2. S. 1—64. Erlangen.

1867. Lehrbuch der Ohrenheilkunde mit Einschluß der Anatomie des Ohres. 3. Aufl. Würzburg.

— Joseph Toynbee. Ein Nekrolog. Arch. f. Ohrenheilk. Bd. III. S. 230.

1868. Lehrbuch der Ohrenheilkunde. 4. Aufl. [4]). Würzburg.

---

[1]) Ins Französische übersetzt von Dr. van Biervliet (Bruxelles 1863), ins Russische (St. Petersburg 1866).

[2]) Ins Holländische übersetzt von Dr. de Haas (Rotterdam 1864), ins Englische von Dr. Roosa (New-York 1864), ins Italienische von Dr. Morpurgo (Milano 1869).

[3]) Uebersetzt ins Französische von Sengel (Paris 1868), ins Russische von Frey, ins Italienische von Armanni, ins Englische von Hinton.

[4]) Ins Englische übersetzt von Dr. Roosa (New-York 1869), ins Französische von Kuhn und Levi (Paris 1870).

1869. Anatomische Beiträge zur Lehre von der Ohreneiterung. Archiv für Ohrenheilk. Bd. IV. S. 97--143.
1871. Anatomische Beiträge zur Ohrenheilkunde. II. Section von 20 Schwerhörigen. Ebenda. Bd. VI. S. 45—76.
1873. Zur klinischen Würdigung der Erkrankungen des Nasenrachenraumes. Ebenda. Bd. VIII. S. 219.
— Lehrbuch der Ohrenheilkunde. 5. Aufl. Leipzig.
1875. Zur Lehre von den thierischen Parasiten des Menschen. Archiv für Ohrenheilk. Bd. IX. S. 194.
1876. Ein neuer Zerstäuber für den Nasenrachenraum und vielleicht auch für andere Höhlen. Ebenda. Bd. XI. S. 36.
1877. Lehrbuch der Ohrenheilkunde. 6. Aufl. Leipzig. (Ins Russische übersetzt von Kolenkin und Chobin. St. Petersburg 1879.)
1878. Eine weitere Verwendbarkeit der Zerstäubung von Flüssigkeiten. Arch. f. Ohrenheilk. Bd. XIII. S. 200.
— Vorstellung beim Reichskanzleramt, betreffend die Berücksichtigung der Ohrenheilkunde bei Festsetzung der neuen Vorschriften für die ärztliche Schlußprüfung. Ebenda. Bd. XIV. S. 151.
1880. Die Krankheiten des Gehörorgans im Kindesalter [1]). In Gerhardt's Handbuch der Kinderkrankheiten. Bd. V, 2. S. 61—200. Tübingen.
1881. Lehrbuch der Ohrenheilkunde. 7. Aufl. Leipzig.
1883. Gesammelte Beiträge zur pathologischen Anatomie des Ohres und zur Geschichte der Ohrenheilkunde. Leipzig.

---

[1]) Ins Englische übersetzt von Orne Green (New-York 1881), ins Französische von Delstanche fils (Brüssel 1881).

## Grabrede von Professor Dr. Leube.

Hochansehnliche Trauerversammlung!

Von dem berufenen Vertreter der gelehrten Körperschaft, zu deren vornehmsten Zierden unser theurer Hingeschiedener gehörte, haben Sie seine weltberühmten Verdienste als Forscher, Lehrer und Arzt nach Gebühr preisen hören. Mich, den Freund, drängt es, dem noch einige Worte über den Menschen anzureihen. Ich kann Alles in Einem Worte zusammendrängen: er war ein Edelmann in des Wortes wahrer Bedeutung. Der von seinen Vorfahren ererbte Adelstitel galt ihm nie als Anspruch auf das geringste Vorrecht vor dem geringsten seiner Mitmenschen, sondern nur als Sporn, es mit Erfüllung seiner Pflichten ernster als Andere zu nehmen. Schon in seinen feinen, wahrhaft schönen Gesichtszügen konnte man es lesen, er war eine zartbesaitete Natur, stets voll Rücksicht für Andere, auch noch in den Jahren schweren Leidens, das Menschen geringerer Art zu Egoisten macht. Reichen Lohn hat er dafür geerntet in der beispiellosen Verehrung und hingebenden Liebe der Seinigen. Seine Gattin und Töchter haben ihn in der langen und tückischen Krankheit, die ihn allmählig zu völliger Hülflosigkeit verurtheilte, mit einer Zartheit und Treue gepflegt, die uns unwillkürlich Idealgestalten der hellenischen Sagenwelt ins Gedächtniß ruft. Keine Miene hat dem Kranken je verrathen, daß ihm Opfer zu bringen waren.

Auch in weitesten Kreisen mußte das edle Wesen des Hingeschiedenen ihm hohe Verehrung und treue Freundschaft erwerben, der unzähligen dankbaren Patienten gar nicht zu gedenken, denen

seine von genialem Blicke sicher geleitete geschickte Hand Hülfe gebracht hat. Zeichen des sind zahlreiche warme Kundgebungen aus Nah und Fern auf die Nachricht von seinem Hinscheiden. Auch für mich ist es ein Gegenstand des höchsten Stolzes, zu den vertrauten Freunden eines solchen Mannes gehört zu haben. Schon vor nahezu 40 Jahren fühlten wir uns als junge Männer bei flüchtiger Begegnung zu einander hingezogen, und seit uns das Schicksal an einem Orte zusammengeführt, haben wir 21 Jahre treu zusammengehalten. Unsere Freundschaft wurde genährt durch volle Uebereinstimmung unserer Gesinnung in allen Lebenssphären und besonders unserer Anschauung der öffentlichen Angelegenheiten. Tröltsch war kein Ehrgeiziger, der in der Oeffentlichkeit eine augenfällige Rolle spielen wollte, aber er hat viel gewirkt durch sein Beispiel eines warmen wirkthätigen Interesses für das Gemeinwohl. Sein Herz schlug in glühender Begeisterung für die Ausbreitung deutscher Macht und Volksart und zugleich für das Freiheitsideal, das in den Tagen unseres Jünglingsalters den Zeitgeist erfüllte. Diese Erde deckt die irdische Hülle eines Menschen, der uns Allen ein Vorbild sein soll.

Der Name des Mannes, vor dessen offenem Grabe wir stehen, der Name v. Tröltsch, ist 3 Jahrzehnte hindurch mit der Würzburger Universität und speciell der medicinischen Facultät so innig verbunden gewesen, daß es für mich, den derzeitigen Vertreter der Facultät, eine Ehrenpflicht ist, Worte der Anerkennung und des Dankes dem Verstorbenen nachzurufen. Er hat sich als junger, für die klinische Medicin begeisterter Mann ein beschränktes, aber in praktischer wie theoretischer Beziehung gleich wichtiges Feld — schwierig und wissenschaftlich bis dahin unbebaut — zur Bearbeitung erwählt und dasselbe mit solchem Eifer und Erfolg durchforscht, daß es unter seinen Händen mächtig wuchs und herrliche Früchte trug. Er ist, um es mit einem Wort zu sagen, der Gründer unserer modernen Otiatrie geworden und so lange dieser Zweig der Medicin blühen wird, so lange wird die Wissenschaft dankbar dabei den Namen v. Tröltsch als ersten nennen. Hier in Würzburg hat er seine

glänzenden Erfolge errungen, mit Stolz hat er sich allezeit als Glied der Würzburger medicinischen Facultät gefühlt, mit Stolz hat sie ihn ein Menschenalter lang zu den ihrigen gezählt. Und so ist es denn ein natürliches Gefühl herber Trauer, das heute bei seinem Scheiden Universität und medicinische Facultät von Würzburg erfüllt! Ein tragisches Geschick hat seinem reichgesegneten Wirken ein allzu frühes Ziel gesteckt. Vor einer Reihe von Jahren ist die feine geschickte Hand, die so sicher Spiegel und Messer führte, langsam aber unaufhaltsam erlahmt, ward diese Hand zu dauernder Unthätigkeit verdammt. Stück für Stück mußte der in seinem Fach unerreichte Meister von dem ihm so lieb gewordenen Berufe aufgeben — daß er es mußte, hat er, haben Tausende von Hülfesuchenden aufs Tiefste beklagt. Aber mit der Ruhe des Weisen trug er sein Schicksal und selbst den feinen Humor, der ihm eigen, konnte die tückische Krankheit, wiewohl er selbst sie von Anfang an als unheilbar mit sicherem Blicke erkannte, nicht rauben. Die ganze Liebenswürdigkeit seiner Natur zeigte sich in vollem Licht noch einmal vor wenigen Tagen, als er auf dem Sterbebette, kaum der Sprache noch mächtig, mit herzlichem Wort mir dankte, daß ich gekommen, in der schweren Stunde des Todes ihm Hülfe zu bringen.

Ein großer Forscher, ein wahrhaft weltberühmter Arzt, ein geliebter Lehrer der Jugend, ein feinfühlender edler Mensch ist mit ihm gestorben; unsterblich aber wird er fortleben in der Wissenschaft, sein Name als heller Stern weiterglänzen im Laufe der Zeiten!

Von diesen Gefühlen beseelt, legt die Universität, legt die medicinische Facultät Würzburg ihrem treuen, bewährten Sohne die Palme aufs Grab!

Leube.

# Das Ohr und seine Pflege
## im gesunden und kranken Zustand [1]).

Von

**Anton Friedrich v. Tröltsch.**

So sehr auch offenbar die Zahl derer zunimmt, welche in verständiger Weise ihren Körper zu pflegen und seine Leistungsfähigkeit möglichst lange nach allen Seiten zu erhalten bestrebt sind, dem Ohre wird verhältnißmäßig noch recht wenig Beachtung hiebei geschenkt. Und doch ist der im Ohre enthaltene Gehörsinn nicht blos bei Thieren, sondern ebenso bei Menschen eine sehr wesentliche Waffe im Kampf ums Dasein, welche durch jede erhebliche Verminderung der Hörschärfe oder auch durch eiternde, schmerzhafte und sonst störende Erkrankungen des Ohres nach allen Richtungen abgestumpft und verkümmert werden kann.

Das Kind, welches nicht gut hört, wird im Unterrichte rascher ermüden und in der Schule gewöhnlich hinter seinen Altersgenossen zurückbleiben, ja bei stärker herabgesetzter Hörkraft sogar leicht für unbegabt oder geradezu dumm gelten. Knaben und Jünglinge müssen häufig wegen Schwerhörigkeit die Kadettenschule, das Gymnasium oder andere höhere Erziehungsanstalten verlassen und sich mit einer Laufbahn begnügen, welche geringere geistige Vorbildung verlangt und nur mäßige Ansprüche an die Hörschärfe stellt. Wie oft wird ferner der fertige Mann

---

[1]) Zuerst erschienen in „Vom Fels zum Meer", 1882, S. 31 ff.

gehindert in freier Verwerthung seiner Kräfte, Kenntnisse und Fähigkeiten, weil mangelhaftes Gehör ihn zu dieser oder jener sonst wünschenswerthen Stellung unbrauchbar macht! Ist dies schon bei Dienstboten und Handwerkern der Fall, die sich gewiß Niemand, solange eine Wahl offen steht, gerade unter den Schwerhörenden heraussuchen wird, so steigert sich der behemmende Einfluß, welchen Harthörigkeit auf die Erwerbfähigkeit und die Höhe der zu erringenden Lebensstellung ausübt, durchschnittlich sehr beträchtlich, je mehr die Arbeit mit dem Kopfe und nicht blos mit den Händen und Füßen geleistet werden muß. Kommt es doch alltäglich vor, daß sonst sehr tüchtige Angestellte und Lehrer, Offiziere und Aerzte auf entsprechende Verbesserung ihrer Stellung verzichten oder diese sogar ganz aufgeben müssen, einzig und allein nicht ausreichenden Gehöres wegen. Je früher die Nothwendigkeit der Resignation an sie herantritt, desto verkümmerter wird bei den meisten das Lebensglück sich gestalten und in desto einfacheren Bahnen durchschnittlich ihr Dasein dahinfließen. Aber auch abgesehen von solchen eben angedeuteten Folgen stärkerer Schwerhörigkeit wird jede beträchtliche Verminderung der Hörschärfe das Menschlichste im Leben, nämlich das Leben mit den Menschen, die Freuden und die Vortheile des geselligen Verkehres, immer bis zu einem gewissen Grad erschweren und beschränken. Die Frau wird dies am schwersten fühlen. Nur andeuten wollen wir, wie gar manches Mädchen, das sonst zum Beglücken geschaffen wäre, sich schweren Gehöres wegen auf das „einsam sich sonnen" angewiesen sieht und daß gar manche Ehe viel von ihrem Glücke und ihrer Heiterkeit verliert, weil die Frau nicht leichthin mit Mann und Kindern sich verständigen kann.

Am grellsten und unheilvollsten aber vermögen Gehörkrankheiten beim kleinen Kinde in die Gestaltung der Zukunft und der ganzen Entwickelung einzugreifen, indem das Kind, welches nicht hört, auch niemals die Sprache erlernen wird und manches Kind, welches bereits seit Jahren sprach, in Folge von eintretender Taubheit das Sprechen wieder verlernt. Taubstumme

haben wir nach den letzten statistischen Erhebungen im Deutschen Reiche 38,489, in Oesterreich-Ungarn 20,699 und in der Schweiz 6544; davon mag in der kleineren Hälfte das Leiden nicht angeboren, sondern erst erworben sein.

Uebrigens führen Erkrankungen des Gehörorganes auch zu weiteren Leiden, von welchen wir hier nur zwei andeuten wollen. Das eine ist das Ohrensausen oder Ohrenklingen, das, wenn es andauernd auftritt, vielen lästiger ist als die Schwerhörigkeit, und welches manche Kranke vollständig aus ihrem inneren Gleichgewichte zu bringen vermag, indem es alles ruhige Behagen vernichtet, am Tage beim Arbeiten und Denken, wie in der Nacht beim Einschlafen sich störend dazwischen drängt und so in einzelnen Fällen das Leben zu einer schwer zu ertragenden Pein gestalten kann. Das andere Leiden sind die Eiterungen des Ohres, welche bekanntlich nicht selten durch Fortleitung auf das Gehirn oder andere wichtige Organe chronisches Siechthum, lebensgefährliche Erkrankungen und sogar jähen Tod veranlassen.

Durch richtige Pflege und frühzeitige Behandlung hätten sich aber die meisten dieser schwerwiegenden Folgeleiden vermeiden oder doch vermindern lassen, sowie auch die höheren Grade von Schwerhörigkeit in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle durch baldige Beachtung von Seiten der Kranken und der Aerzte hätten aufgehalten werden können. Somit wären der Gründe sehr viele und sehr triftige, warum das Ohr in seinem gesunden und seinem kranken Zustande volle Berücksichtigung gar sehr verdiente. Doch ist ja allenthalben bekannt, daß auch in den ärztlichen und wissenschaftlichen Kreisen die Krankheiten des Ohres bis vor wenigen Jahrzehnten vollständig vernachlässigt wurden und daß erst in neuerer Zeit auf den Universitäten, wenn auch jetzt noch nicht auf allen, den Studirenden die Möglichkeit geboten wird, auch nach dieser Seite sich Kenntnisse anzueignen.

Gehen wir nach diesen einleitenden Betrachtungen über zu den einzelnen das Gehörorgan zusammensetzenden Theilen, so wäre mit dem oberflächlichsten an der Außenseite des Kopfes

sichtbaren Abschnitte, nämlich der Ohrmuschel, zu beginnen. Beim Menschen ist dieses Gebilde sowohl nach Größe und Form als besonders in Bezug auf seine Beweglichkeit geradezu verkümmert, und es sind andere Säugethiere, z. B. namentlich der Esel und das Pferd, in dieser Richtung viel besser bedacht und vortheilhafter organisirt. Verlust der Ohrmuschel hat deshalb beim Menschen keinen sehr großen Einfluß auf die Schärfe des Gehörs. Unzweckmäßig ist es aber immerhin, den Nutzen dieses vom Kopfe abstehenden Schallfängers durch stetes Bedecken oder gewohnheitsmäßiges Anpressen, wie es bei Kindern und Frauen durch Hauben und Bänder so vielfach geschieht, ganz aufzuheben oder doch zu vermindern; wie sich bei jeder öffentlichen Versammlung beobachten läßt, gewinnt man an Hörschärfe und Hörweite, wenn man die rückwärts gewölbte Hand an die Ohrmuschel anlegt und dieselbe somit vergrößert. Beiläufig sei bemerkt, daß kein Grund einzusehen, warum manche, auch solche, die sonst keineswegs wasser- und seifenscheu sind, beim allmorgentlichen Waschen die Ohrmuschel nicht zum Gesichte rechnen; gerade in den Furchen und Erhebungen dieses Gebildes setzt sich leicht Staub und sonstiges das Auge reinlicher Menschen Beleidigende fest.

Umgekehrt gehen andere zu weit, indem sie beim Waschen das Wasser geradezu in den Gehörgang hineinlaufen lassen oder das Handtuch zusammenfalten und mit einem solchen spitzigen Zipfel möglichst weit in den Ohrkanal hineinlangen. Letzteres Verfahren mag häufig den Grund legen zur Ansammlung des Ohrenschmalzes in der Tiefe, welches schließlich das Ohr verstopft und dann Taubheit bedingt. Das Ohrenschmalz oder Cerumen wird nämlich nur im äußeren Abschnitte des ungefähr einen Zoll langen Gehörganges abgesondert. Ursprünglich halbflüssig, trocknet es allmählig ein und sammelt sich theils an den Wänden in anfangs dünner Schichte, theils fällt es in unmerklichen Bröckelchen, am ersten beim Seitwärtsliegen, heraus. Selbstverständlich bildet sich und findet sich somit eine gewisse Menge Ohrenschmalz normaler Weise in jedem Ohre. Das-

selbe ist also nicht als „Schmutz“ aufzufassen, welche Bezeichnung man ihm häufig beilegt. Vom schlauen Politiker Lord Palmerston soll die ganz vortreffliche, auch im ethischen Sinne verwendbare Definition herrühren, daß „Schmutz“ alles genannt werden müsse, was sich nicht an seinem richtigen Orte befinde. Cerumen ist aber nicht nur ein naturgemäßes Secret, sondern es bringt uns diese bitterliche und klebrige Substanz auch einen gewissen Nutzen, indem sie das Einkriechen von Käfern und Insekten in den Gehörgang erschwert. Je mehr sich Ohrenschmalz bildet und je zäher dasselbe ist, wie namentlich bei älteren Leuten, deren Ohreingang noch dazu durch steife und starke Haare verbarrikadirt ist, desto leichter sammelt sich dieses Secret in allzu reichlicher Menge an. Weshalb immer gut sein wird, zeitweise mittelst eines nicht metallischen wohlabgerundeten Ohrlöffels nachzusehen und Ueberflüssiges von den Wänden abzuräumen. Bei Kindern namentlich empfiehlt sich hierzu das in England vielbenützte Ohrschwämmchen („earsponge“), ein schmales 2 Centimeter langes Stückchen Badeschwamm, das auf einem Hornstiel festgebunden und vor dem Loslösen noch durch ein über das Ende des Stieles gezogenes Stück Gummischlauch gesichert ist. Das Schwämmchen wird zuerst in Wasser getaucht und dann tüchtig mit den Fingern ausgedrückt; dadurch wird es sowohl geschmeidig als fest und trocken. Man vermag leicht damit in den Ohrkanal einzugehen und dessen Wände vom Ueberflusse zu befreien, ohne je schaden und die Haut des Gehörganges oder gar das Trommelfell verletzen zu können, wie dies mit unpassenden metallischen Löffelchen manchmal vorkommt, namentlich wenn das Kind gegen eine unzarte Berührung der empfindlichen Theile durch die rasche Bewegung des Kopfes remonstrirt.

Findet sich öfter eine größere Menge dieses Produktes vor, spritze man zeitweise, etwa 2—4 Mal im Jahre, das Ohr mit lauwarmem Wasser aus, am besten, nachdem man vorher den Ohrkanal eine Viertelstunde lang mit warmem Wasser gefüllt gehalten hat, um alles darin Vorfindliche zu erweichen und

leichter mobil zu machen. Zu häufiges Herumbohren im Ohre und zu oftes Ausspritzen ist entschieden zu widerrathen, indem dies nicht selten zu Entzündung oder schmerzhafter Absceßbildung im Ohre führt. Ebenso wird durch das früher erwähnte habituelle Einbringen des feuchten Handtuchzipfels gewöhnlich weniger Cerumen entfernt, als daß das vorhandene weiter in die Tiefe geschoben wird, wo es im Laufe der Zeit zur Bildung eines den Schall abhaltenden Pfropfens führt.

Ganz besonders zu warnen ist vor dem Einführen scharfkantiger oder spitziger Gegenstände, um sich bei vorhandenem Kitzelgefühl damit im Ohre zu jucken. Gar manches Trommelfell wurde schon durch Stricknadeln u. dgl. durchstochen und noch öfter wird die Haut des Gehörganges durch häufiges unzartes Manipuliren im Ohre in einen chronischen Entzündungszustand versetzt, abgesehen von leichten Blutungen durch Wundkratzen. Am allermeisten müssen solche künstliche Reizungen unterlassen werden bei schon vorhandener entzündlicher oder eiteriger Erkrankung des Gehörganges; und doch bedingen gerade solche Zustände häufiges, oft ganz unwiderstehlich zur mechanischen Intervention verlockendes Jucken. Für solche Fälle besitzt das erwähnte Ohrschwämmchen ganz besonderen Werth, einmal weil man damit dem Juckbedürfniß ohne Schaden nachkommen kann, und dann weil es als Träger passender medicamentöser Stoffe sich sehr gut eignet, weit besser als die Pinsel, von denen leicht Haare zurückbleiben, welche den Juckreiz vermehren.

Zuweilen werden auch zur Befriedigung des Juckreizes beliebige gerade naheliegende Gegenstände benützt, welche gelegentlich im Ohre abbrechen oder von denen, wie von manchen Bleistiften und Federhaltern, Theile sich ablösen können. Diese bleiben dann ihm Ohre zurück und pflegen dem Patienten wie dem Arzt gewaltigen Schrecken einzuflößen. Es liegen nämlich in der Literatur einzelne Fälle vor, wo im Ohre eingekeilte harte Fremdkörper (Glasperlen, Bohnenkerne, Kieselsteinchen u. dgl.) durch länger andauernden starken Druck auf die Nerven-

äste auch fernerliegende, von denselben Nervenstämmen aus versorgte Organe in krankhafte Reizung versetzten oder sogar allgemeinere Störungen in Form von Lähmungen oder von Convulsionen zuwege brachten. So wurden schon unstillbare Husten- und Brechkrämpfe, namentlich aber Fallsucht oder Epilepsie, die bisher allen Mitteln trotzten, manchmal geheilt durch Entfernung fremder Körper aus dem Ohre, wie sie namentlich bei Kindern im Spiele oder sonstwie dorthin gelangen können. Aus dieser unleugbaren Erfahrungsthatsache sollte die weise Lehre hervorgehen, daß bei einer Reihe nervöser Erkrankungen örtlicher und allgemeiner Natur, deren Ursache sich nicht gut erklären läßt, der Ohrkanal ebenfalls untersucht werden müsse. Unrichtig ist es aber, deshalb jeden ins Ohr zufällig gerathenen Gegenstand, auch wenn er nach Form, Größe und sonstiger Beschaffenheit offenbar harmloser Natur ist, mit übertriebenem Eifer zu verfolgen, gerade als ob dessen Anwesenheit an sich schon die Gesundheit und das Leben des Besitzers in ernste Gefahren brächte. Wenn noch dazu mit ungeeigneten Instrumenten nach dem corpus delicti im Ohre herumgesucht, dieses nicht bis in seine an sich dunkle Tiefe genügend beleuchtet wird und wenn schließlich der meist kleine Patient gegen solche Berührungen empfindlicher Theile durch Unruhe und Bewegungen des Kopfes reagirt, so können solche Versuche, eines ins Ohr gerathenen Hemdknöpfchens, eines Papier- oder Brodkügelchens, einer Erbse u. dgl. habhaft zu werden, dem Kranken schweren Schaden bringen nicht bloß an seinem Gehörorgane, sondern auch an seiner Gesundheit überhaupt. Solche Fälle, wo Kranke an „Fremdkörpern im Ohre" — richtiger meistens an unvorsichtigen Versuchen, dieselben zu entfernen — zu Grunde gingen durch Entzündungen, welche vom Ohre aus auf die innerhalb der Schädelhöhle befindlichen Organe, also insbesondere auch das Gehirn und die Hirnhäute, sich fortsetzten, werden alljährlich in den Fachschriften erwähnt. Ein in den Ohrkanal gerathener fremder Gegenstand kann in der Regel erst dann erheblich schaden, wenn er eingekeilt ist oder in die Tiefe gestoßen wird. Vom

Anfang an wird er meist im äußeren Theile des Gehörganges locker und lose vorfindlich sein. Man mache sich deshalb in aller Ruhe klar, daß ein Körper, welcher in eine Oeffnung hineingeräth, solange er nicht geradezu festgehalten oder eingekeilt ist, auch nothwendiger Weise wieder herauskommen wird, wenn man ihm dies unter Nutzbarmachung des Gesetzes der Schwere ermöglicht. Man lagere den Kranken daher so, daß das betreffende Ohr nach unten und abwärts gerichtet ist und schüttle seinen Kopf, so wird gewiß in den meisten Fällen der den Schrecken verursachende Gegenstand selber herausfallen, auch oft genug am andern Morgen im Bette sich vorfinden, wenn man nur gründlich nach ihm sucht.

Dieses Selbstherausfallen des Fremdkörpers wird in vielen Fällen erleichtert werden durch vorausgehende Einspritzungen mit lauem Wasser, weil dadurch der Gehörgang von allem in ihm befindlichen Ohrenschmalz gereinigt wird, das einmal den Kanal verengern und dann vermöge seiner Klebrigkeit den Gegenstand an den Wänden festhalten kann. Ob derselbe nun beim Ausspritzen äußerlich sichtbar wird oder nicht, jedenfalls lege man den Kranken nachher wieder mit nach abwärts gerichtetem Ohre am besten so, daß der Kopf über die Tischkante oder eine Sophalehne überhängt, weil ein Herausgleiten des Fremdkörpers durch eine solche Lagerung am meisten begünstigt wird. Jedenfalls beherzige man bei solchen Gelegenheiten das Sprüchlein „blinder Eifer schadet nur“ und enthalte sich namentlich des Einführens jedes metallischen Fremdkörpers, mit welchem gewöhnlich weit mehr Schaden angerichtet wird, als von dem schon im Ohre befindlichen und aus harmloserem Stoffe bestehenden, der zudem in der Regel damit nicht herausgefördert, sondern nur in die Tiefe gedrängt wird, abgesehen davon, daß durch das Eisen leicht die Wände des Gehörganges oder sogar das Trommelfell verletzt werden können. Wäre dies schon geschehen und das Ohr bereits empfindlich oder schmerzhaft geworden, so lasse man dasselbe um so mehr in Ruhe und wende sich an einen ruhigen, sachverständigen Arzt, d. h. an

einen, der das Ohr gut zu beleuchten und zu untersuchen versteht.

Es liegen übrigens auch zahlreiche Beobachtungen vor von selbst größeren Fremdkörpern, welche Jahre und Jahrzehnte lang ohne jeden Schaden und ganz unbeachtet im Gehörgange verweilten, bis sie zufällig entdeckt wurden, gewöhnlich als Kern einer sich allmählich um sie anhäufenden Ohrenschmalzansammlung, welche das Ohr verstopfte und so Taubheit bedingte. Am häufigsten findet sich als Grundstock einer solchen braunen Masse der harmloseste aller Fremdkörper des Ohres, ein Baumwollpfropf, wie ihn die Ohrenkranken nur allzu oft im Ohre zu tragen pflegen, ihn auch gelegentlich zu tief hineinstecken, so daß er dann vergessen wird und zurückbleibt. Watte im Ohre zu tragen hat eigentlich, abgesehen von den Fällen, wo Eiter damit aufgesogen und täglich mehrmals entfernt werden soll, nur dann einen Sinn, wenn dieselbe als Schutz gegen eine vorhandene Schädlichkeit dienen soll. Wenn also Jemand ein Loch im Trommelfell hat und somit des natürlichen Schutzes entbehrt gegen Eindringen von Staub, sehr lauten Geräuschen oder von kühler Luft in die Tiefe, sodann bei allen Formen von Ohrenschmerzen oder von Neigung hierzu, ferner bei kalten Bädern, bei sehr bewegter Luft oder bei Schneegestöber, bei nächtlichem Hinausgehen auf die kühle Straße aus einem warmen Raume u. dgl. — unter allen solchen Verhältnissen wird ein solcher Schutz des Ohres ganz am Platze sein für Kranke wie Gesunde. Ebenso wird starker Winterfrost von der Ohrmuschel weniger empfunden und diese wohl auch seltener von Frostbeulen befallen werden, wenn man hierbei den Ohreingang mit Watte ausfüllt. Warum aber außerdem so viele Schwerhörige stets, im Zimmer und auf der Straße, das Ohr mit einem möglichst großen — gelegentlich auch unsauberen — Wattepfropf verpallisadiren, dafür ist kein vernünftiger Grund einzusehen. Gewiß ist, daß viele ihr an sich sehr mangelhaftes Hören dadurch noch weiter verschlechtern und gewiß ist, daß nicht wenige, indem sie auf diese Weise die Luftsäule des Ohrkanals gegen das Trommel-

fell drücken, sich Ohrensausen machen oder schon vorhandenes vermehren.

Gehen wir nun über zum Trommelfell, so muß man sich dieses als ein zartes, stark nach innen gespanntes graues Häutchen vorstellen, etwa einen Zoll vom Ohreingang entfernt und etwas kleiner als ein Zwanzigpfennigstück. Einrisse und Durchlöcherungen desselben vermindern das Gehör, vernichten dasselbe aber keineswegs, wie dies vielfach geglaubt wird. Ja es sind operative Einschnitte in dasselbe, besonders bei Eiter- und Schleimbildung hinter ihm, oft durchaus nothwendig, um das Gehör zu verbessern, um unerträgliche Schmerzen mit heftigem Schwindel und Benommenheit des Kopfes zu lindern und um Zerstörungsprocesse in der Tiefe zu verhindern, wie sie nicht selten bei Scharlach und Diphtheritis zu vollständiger Taubheit und somit auch oft zu Verlust der Sprache, also Taubstummheit, führen können. Durch solche Einschnitte, die in der Regel sehr rasch wieder zuheilen, kann unendlich viel genützt und noch mehr Schaden, namentlich bei Kindern, verhütet werden; es wäre sehr zu wünschen, daß die Aerzte sie häufiger ausführen könnten. Andererseits sollte man viel mehr bedacht sein, dieses zarte Häutchen im Grunde des Ohrkanals keinem starken und jähen Drucke auszusetzen, unter welchem es leicht einreißt. Dieses geschieht am häufigsten durch Eltern- oder Lehrerhand, wenn diese als pädagogische Nachhilfe oder als Strafmittel verwendet wird, d. h. bei Ohrfeigen. Ein derartiger Einriß des Trommelfells kann ohne wesentlichen Schaden zuheilen, besonders wenn die manuelle Einwirkung nicht zu concentrirt und nicht wiederholt statt hatte; es können aber auch die Wundränder mit Theilen der dahinterliegenden Paukenhöhle verwachsen und damit das Gehör dauernd beeinträchtigt werden, zuweilen entstehen dadurch auch schmerzhafte Entzündungen mit Eiterbildung und theilweiser Schmelzung des Gewebes bei hierzu Disponirten oder bei unpassendem Verhalten, so daß ein Loch im Trommelfell zurückbleibt. Ein guter Theil der links, auf der Ohrfeigenseite, zur Beobachtung kommenden Schwerhörig-

keiten und Eiterungen mit Trommelfell-Perforation mag der Kinderzeit und derartigen pädagogischen Einflüssen in Schule und Haus entstammen.

Eine ähnliche Wirkung für das Trommelfell vermag gelegentlich ein mit Kraft den Ohreingang treffender harter Schneeball auszuüben. Stärkere Explosionen beschädigen nicht selten das Trommelfell der in der Nähe befindlichen Menschen. Bei den jetzigen Hinterladerkanonen mögen zu gewaltsame Lufterschütterungen weit seltener das Ohr der Mannschaft treffen, als dies früher der Fall war, wo die Artilleristen wegen des Ladens von vorne längs des Geschützrohres in der Nähe der Mündung stehen mußten; im geschlossenen Raume dagegen, namentlich in den Monitorschiffen mit ihren Riesengeschützen, sollen Berstungen der Trommelfelle mit Blutung aus den Ohren vielfach eintreten.

Ohrenentzündungen nach kalten Bädern kommen gar nicht selten zur Beobachtung; hierzu mögen verschiedene Ursachen beitragen. Abgesehen von manchen Verkältungen, welche von mangelhafter Abkühlung eines erhitzten Körpers vor dem Auskleiden oder auch von ungenügendem Abtrocknen desselben nach dem Bade und vom langen Naßbleiben der Kopfhaare herrühren mögen, kann kaltes oder salziges Wasser, welches am Meeresstrande noch dazu oft unrein ist und häufig mit einer gewissen Gewalt in den Gehörgang eindringt, als örtlicher Reiz und Entzündungserreger wirken. Springt der Badende noch von einer gewissen Höhe, z. B. einem Sprungbrette hinein, so läßt sich leicht denken, daß durch das jähe Einstürzen der Wassermasse, auf deren Oberfläche zuweilen das Ohr geradezu bei seitlicher Haltung des Kopfes aufschlägt, der mechanische Effekt bis zur Entzündung und selbst bis zum Zersprengen des Trommelfells gesteigert werden kann. Außerdem ist es möglich, daß bei der Gewalt des Falles aus der Höhe oder bei tiefem Untertauchen durch das in die Nasenöffnungen unter starkem Druck eindringende Wasser der sonst vorhandene Verschluß der Ohrtrompeten gesprengt wird, so daß die Badeflüssigkeit von der

Nase aus in die Paukenhöhle bis hinter das Trommelfell gelangt, ein Vorgang, welcher während einer unwillkürlichen Schluckbewegung im Wasser unbedingt eintreten müßte und welcher so gefürchtet ist, daß die Schwamm- und Perlenfischer des Orients durch Zuhalten der Nase mittelst der Finger oder mittelst eines eigenen Klemmers ihn zu verhindern suchen. Je mehr der Badende zufällig zu Gehörleiden disponirt ist oder mit solchen vielleicht schon zu thun gehabt hat, desto mehr sollten alle diese verschiedenen Schädlichkeiten ins Auge gefaßt und thunlichst vermieden werden.

Es müssen aber noch ernstere Gefahren, welche aus kalten Bädern im Freien entstehen können, in Betracht gezogen werden. Der bekannte Physiologe Hensen in Kiel wies durch Experimente an ohrengesunden Menschen nach, daß das Trommelfell eine ziemlich starke Belastung mit warmem Wasser ruhig verträgt, während eine weit schwächere mit kühlem oder gar kaltem Wasser eine Reihe „nervöser" Symptome hervorruft, welche von Benommenheit des Kopfes bis zu heftigem Schwindel und zu vollständiger Ohnmacht, von Uebligkeit und Brechneigung bis zu wirklichem Erbrechen sich steigern können. Den Ohrenärzten ist längst bekannt, daß ähnliche Erscheinungen am Kranken eintreten, wenn man Ausspritzungen des Ohres mit nicht genügend warmem Wasser vornimmt und noch dazu mit einer gewissen Gewalt dabei verfährt. Man vergegenwärtige sich nun, daß beim harmlos im Flusse oder im Meere Badenden solche Störungen in irgend erheblichem Grade auftreten — wäre damit nicht oft eine direkte Gefahr des Ertrinkens gegeben? Mir ist es im hohen Grade wahrscheinlich, daß von den alljährlich überall vorkommenden Fällen, wo gute und sichere Schwimmer auf bisher unerklärliche Art und Weise beim Baden zu Grunde gehen, sich viele am besten in obiger Weise deuten ließen. Eine Welle kalten Wassers prallt zufällig besonders stark und jäh ans Trommelfell und verursacht Schwindel oder Ohnmachtsgefühl, die Schwimmbewegungen werden kraftlos und unregelmäßig oder hören ganz auf, der Badende sinkt unter und ertrinkt; träte

noch Erbrechen auf, so könnte leicht Mageninhalt in den Kehlkopf gelangen und auch von dieser Seite Luftmangel und Ersticken gefördert werden. Jedenfalls verdient diese Frage die höchste Beachtung und würde jeder nicht bloß im Interesse seines Gehöres handeln, wenn er bei Bädern im Freien, namentlich bei kühler Temperatur und stärkerer Bewegung des Wassers, seine Ohren vor dem Eindringen desselben schützt, entweder durch einen Wattepfropf oder besser durch eine wasserdichte und mit Ohrenklappe versehene Bademütze, welche zugleich das viele schädliche Naßwerden der Haare verhindert, wenn er ferner nie aus großer Höhe ins Wasser springt und nie ohne Grund zu lange untertaucht.

Mit dem Trommelfell verwachsen ist das äußerste der drei Gehörknöchelchen, der Hammer, und es wird durch diese Anordnung die Ueberleitung der vom Trommelfell aufgenommenen Schallwellen auf den dahinter liegenden Paukenapparat vermittelt. Die Paukenhöhle selbst stellt einen ganz schmalen, mit Schleimhaut ausgekleideten Raum vor, welcher zwischen dem Trommelfelle und der Ausbreitung des Hörnerven im sogenannten Labyrinthe eingeschoben ist. Damit die untereinander durch Gelenke verbundenen Gehörknöchelchen, Hammer, Amboß und Steigbügel, ungehemmt unter dem Einflusse der auf sie übertragenen Schallschwingungen sich bewegen und verschieben können, muß die sie überziehende Schleimhaut ganz dünn und muß die Paukenhöhle selbst nur lufthaltig sein. Beim Katarrhe des Ohres, der häufigsten das Gehörorgan befallenden Erkrankung, verdickt sich die Schleimhaut und sammelt sich in der Paukenhöhle Flüssigkeit an, welche beiden Veränderungen im Stande sind, die Dienstleistung dieses Schallüberleitungsapparates herabzusetzen und somit Schwerhörigkeit verschiedenen, selbst höheren Grades bedingen.

Nach vorn und unten geht die Paukenhöhle über in einen größtentheils sehr schmalen Kanal, die Eustachische Röhre, so genannt, weil ein italienischer Anatom, Bartholomäus Eustachius, im 16. Jahrhundert sie zuerst ausführlich beschrieben

hat. Wohl durch eine ungeschickte Uebersetzung des lateinischen Wortes Tuba, welches sowohl Röhre als Trompete bedeutet, hat sich auch die wenig zweckmäßige Bezeichnung „Ohrtrompete" eingebürgert. Diese Tuba Eustachii vermittelt die Verbindung des Ohres mit der Nasenrachenhöhle, einem Luftraum, welcher nach vorn mit der Nase und mit der äußeren Atmosphäre, nach unten aber mit dem Schlunde, der Speiseröhre und dem Kehlkopfe in freier Verbindung steht. Für gewöhnlich ist diese schlitzförmige Röhre leicht verklebt und geschlossen; sie öffnet sich aber bei jeder Schluckbewegung, was man an sich selbst durch ein gegen das Ohr zu hiebei entstehendes krachendes Geräusch wahrnehmen kann. Sie kann dann ferner durchgängig gemacht werden für Luft oder Wasser, wenn diese vom Nasenraum aus mit einer gewissen Gewalt gegen sie anprallen und so ihre Wände von einander abheben; dies geschieht sehr häufig beim Schneuzen, kann aber auch stattfinden bei ungeschickter Anwendung der Nasendouche, ähnlich wie wir früher gesehen haben, daß beim Hineinspringen ins Wasser oder bei tieferem Tauchen der Druck des in die Nase eindringenden Wassers den normalen Verschluß dieser Röhre zu sprengen vermag.

Weisen uns diese aufgeführten Vorgänge schon auf den engen Zusammenhang hin, welcher zwischen dem mittleren Ohre — so nennt man den Abschnitt hinter dem Trommelfelle, dessen wesentlichste Bestandtheile Paukenhöhle und Eustachische Röhre sind — und dem Nasenrachenraume besteht, so gewinnt dieses Abhängigkeitsverhältniß noch eine besondere praktische Bedeutung dadurch, daß die Schleimhaut der Nase und des Rachens auf die Ohrtrompete und durch diese hindurch auf die Paukenhöhle sich fortsetzt, somit alle Erkrankungen des Nasen- und des Rachenraumes, vom einfachen Schnupfen angefangen bis zur Diphtheritis, von einer harmlosen Halsentzündung bis zum Croup, auf diesem Wege sich direct aufs Ohr fortzupflanzen oder doch auf dasselbe einen krankmachenden Einfluß auszuüben vermögen. Jedermann wird bei aufmerksamer Beobachtung bemerken, daß er weniger fein hört, sobald er in der Nase verschnupft ist, ein

Minus, welches bei normaler Hörweite allerdings nicht auffällt, sehr bemerklich aber sein kann bei sonst schon geringem Vorrath an Hörvermögen, bei chronischer Schwerhörigkeit, bei welcher der Schnupfen gewöhnlich auch dumpfes Gefühl im Ohre und Ohrensausen in irgend einer Form veranlassen wird. Ebenso wird jede Behinderung im Schlucken, wie sie bei Kindern namentlich häufig durch Anschwellung der Mandeln vorkommt, aufs Gehörorgan einwirken, dessen Leistungsfähigkeit herabsetzen, oft genug Ohrenschmerzen und zuweilen auch Ohrenfluß mit sich bringen.

Wer somit seine und seiner Kinder Ohren gesund und diensttauglich erhalten will, muß ein ganz besonderes Auge darauf haben, daß alle natürlichen Vorgänge in der Nase und im Rachen richtig von statten gehen und hat ferner bei etwaigen Erkrankungen in diesen beiden Regionen, welche im Kindesalter allerdings den meisten, aber auch das ganze Leben hindurch sehr vielen Fährlichkeiten ausgesetzt sind, möglichst bald verständige Hilfe aufzusuchen.

Mit den eigentlichen Krankheitsprocessen, welche sich hier abspielen und das Gehörorgan so vielfach in Mitleidenschaft ziehen, können wir uns jetzt nicht beschäftigen. Erwähnen wollen wir dagegen manche der landläufigen und alltäglichen Schädlichkeiten, welchen das Ohr von dieser Seite unterliegt, damit dieselben vielleicht mehr Beachtung finden.

Durch die Nase und nicht durch den Mund soll für gewöhnlich ein- und ausgeathmet werden. Die Wichtigkeit dieses Satzes wird von Laien wie von Aerzten noch viel zu wenig beachtet. Verliert das menschliche Antlitz durch nichts so sehr an Ruhe und an Intelligenz im Ausdrucke, als durch beständiges Offenstehen des Mundes, das Manchen geradezu albern und blöde erscheinen läßt, so können aus mangelhafter Durchgängigkeit der Nase für die Luft, wenn sie andauernd vorhanden ist, noch weit ernstere Nachtheile hervorgehen. Die Nasenhöhle wirkt als natürlicher Respirator oder Lungenschützer, weil die sie durchziehende Einathmungsluft nicht nur an Wärme und Feuchtigkeit hierbei gewinnt, sondern zu gleicher Zeit ein guter Theil der

aus der umgebenden Atmosphäre aufgenommenen fremdartigen Beimischungen an den Wänden abgesetzt wird. Je mehr aber eine Lunge zu Erkrankungen neigt oder schon erkrankt ist, und je mehr sie somit vor Eindringen zu kalter, zu trockener oder besonders verunreinigter Luft geschützt werden muß, desto wichtiger wird es sein, daß die Athmung vorwiegend auf dem Umwege durch die Nase und nicht direkt durch den Mund geschieht. Bei Kindern und jungen Leuten kommt dazu, daß, wenn die Nase habituell verstopft ist und sie durch den Mund allein einathmen, dies nur ungenügend und zu wenig kräftig geschieht; dadurch werden ihre Lungen und ihr Brustkorb nicht normal ausgedehnt und entwickelt, dem Blute in der Lunge wird zu wenig Sauerstoff zugeführt und kann somit die Blutbildung und Ernährung des ganzen Körpers durch einen solchen Zustand dauernd beeinträchtigt werden.

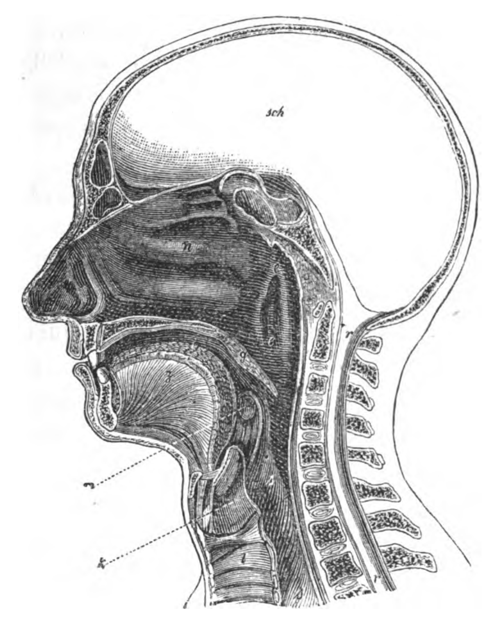
Alle krankhaften Vorgänge aber, welche die freie Athmungspassage durch die Nase behindern, sind im Stande, auf das Ohr ebenfalls einen krankmachenden Einfluß auszuüben und müssen auch in dessen Interesse möglichst bald beseitigt werden. Abgesehen von den eigentlich ärztlichen Eingriffen spielen hier alle Einwirkungen eine große Rolle, welche bestimmt sind, die Nase und die Rachenhöhle von dem in ihnen gebildeten und den Wänden leicht anhaftenden Schleime zu befreien und welche wie das Gurgeln, das Nasenbad oder das Einziehen von Flüssigkeit, die Nasendouche u. dgl. zum großen Theil schon Gemeingut der Aerzte und Laien geworden sind.

Verweilen wir übrigens einen Augenblick bei einer Manipulation, welche so tagtäglich ist und so einfach erscheint, daß sie kaum noch einer besonderen Besprechung werth erachtet werden möchte; ich meine das Schneuzen oder, wie die Norddeutschen sagen, schnauben, das ja auch nur bezweckt, die Nasenhöhle von ihrem Ueberflusse zu befreien. Zweckmäßig schneuzt der Bauer, wenn er mit dem Finger das eine Nasenloch zuhält und nun den Luftstrom aus der Lunge mit Macht durch das andere hindurchtreibt. Schöner ist es unzweifelhaft, wenn man sich hierbei

auch eines Taschentuches bedient. Wenn man aber, wie so ungemein häufig geschieht, unter dem Taschentuche die beiden Nasenlöcher zuhält und nur am Schlusse der Aktion die Luft durch beide mit unangenehm lautem Gedröhne herausstößt, so wird hierbei einmal die beabsichtigte Reinigung der Nasenhöhle nicht genügend vorgenommen und ferner wird sehr überflüssiger Weise die Luft oft durch die Eustachischen Röhren ins Ohr hineingepreßt und die Trommelfelle herausgetrieben. Einzig richtig ist es, immer nur ein Nasenloch mit dem Finger oder dem Taschentuche zu schließen und so zuerst durch die eine und dann durch die andere Nasenöffnung den Luftstrom durchzutreiben, welcher auf diese Weise alles, was überhaupt mobil gemacht werden kann, herausnimmt. Je früher ein Kind lernt, sich in richtiger Weise zu schneuzen, desto eher wird es im Stande sein, seine Nase durchgängig zu erhalten und Verstopfung derselben zu vermeiden. Es wäre insofern sehr wichtig, wenn Eltern schon bei kleinen Kindern begännen, ihnen zu zeigen und zu lehren, wie man die Nase zuerst ohne und dann mit Taschentuch ordentlich ausblasen und durch gründliches Schneuzen offen erhalten kann. Aerztliche Nachhilfe würde dann viel seltener nöthig sein.

Die allerhäufigste und größte Schädlichkeit für Nase und Ohr erwächst aus dem Aufenthalt in schlechter d. h. verdorbener und verunreinigter Luft, welche ja beim Einathmen zuerst in die Nase eindringt und somit aus erster Hand auf deren Schleimhaut einwirken muß. Sehr viele Ohrenkranke sind in dieser Richtung ungemein empfindlich, so daß sie ihr Ohr belegt und ihr Gehör dumpfer fühlen, insbesondere aber stärker von Ohrensausen belästigt werden, sobald sie nur einige Zeit in einem Raume mit schlechter Luft sich aufhalten. Wer verdirbt aber die Luft am meisten, welche wir in die Nase ziehen und dann in die Lunge einathmen? Unbedingt wir selbst. Es steht fest, daß jeder Mensch in einer Stunde durchschnittlich 12 Liter Kohlensäure ausathmet; ferner hat Pettenkofer gefunden, daß die Luft als schlecht und der Gesundheit schädlich betrachtet

werden muß, sobald sie mehr als 1/10 Procent Kohlensäure, also 1 Promille enthält. Der Mensch verdirbt übrigens die Zimmeratmosphäre nicht nur durch die ausgeathmete kohlensäurereiche Luft, die als Lungenexkrement bezeichnet werden könnte, er verdirbt sie weiter durch die manchmal sehr entwickelte




Senkrechter Durchschnitt durch die Mitte des Kopfes.

*sch* Schädelhöhle; *n* Nasenhöhle mit den drei Nasenmuscheln; *e* Eustachische Röhre oder Ohrtrompete; *g* Gaumensegel oder Gaumenklappe; *m* Gaumenmandel; *z* Zunge; *s* Speiseröhre, in den Magen führend; *k* Kehlkopf; *l* Luftröhre, zur Lunge führend; *r* Rückenmarkskanal, die Fortsetzung der Schädelhöhle mit den Wirbelknochen.

Ausdünstung seiner Hautoberfläche, ferner gelegentlich durch weitere Beimengungen, so durch Staub, den man von der Straße mitbringt oder der sich aus der Abnützung der Kleider, Schuhe und des Fußbodens ergibt; am meisten verdirbt aber der Tabakraucher sich und seinen Mitmenschen die Athemluft. Weiter kommt in Betracht die Verzehrung des Sauerstoffs und die Erzeugung von Kohlensäure durch im Zimmer brennende

Lichter. Je mehr solcher luftverderbenden Momente im geschlossenen Raume zusammentreten, desto schlimmer wird die Wirkung sein. Schlechter als in vielen Werkstätten und Fabrikräumen werden wir daher oft genug die Luft finden in Schulzimmern, wenigstens nach einigen Stunden Unterricht, dann Abends in Kaffee- und Wirthshäusern, am schlimmsten aber in vollen, glänzend mit Gas erleuchteten Ballsälen, in welchen die Lungen von Hunderten junger Menschen verurtheilt sind, in fieberhafter Thätigkeit eine Luft einzuathmen, welche nicht 1/10 Procent, sondern Alles in Allem manchmal 10 Procent schädlicher Beimengungen enthalten mag.

Die Deutschen werden oft ein Volk von Denkern genannt. Es wäre sehr zu wünschen, daß mehr Deutsche sich auch das hygienische Denken angewöhnen würden. Hierin stehen wir, unsere Aerzte nicht ausgenommen, hinter den Engländern weit zurück, welche es viel besser verstehen, ihre Gesundheit und ihre Wohnräume vor schädlichen Einflüssen zu schützen, und seit lange insbesondere den großen Werth einer unverdorbenen Luft zu schätzen wissen, welcher selbst „gebildeten" Deutschen durchschnittlich noch eine unbekannte Größe ist. Zu den unsterblichen Wohlthätern der Menschheit würde der zu rechnen sein, welcher ein Instrument erfände, welches uns, wie der Barometer den Grad des eben stattfindenden Luftdruckes angibt, in leicht für unsere Sinne wahrnehmbarer Weise belehren würde, in welchem Maße die Luft des Zimmers noch Sauerstoff enthält oder bereits durch schädliche Beimengungen, Kohlensäure 2c. vergiftet ist. Am besten wäre es freilich, wenn alsdann dieses segensreiche Geräthe in lästiger Weise zu pfeifen oder zu lärmen begänne, sobald Gefahr auf Verzug eintritt, damit es nicht unbeachtet und unbetrachtet, gleich vielen Thermometern in Schulzimmern, im Winkel hänge oder stünde. —

Erwähnen wir zum Schlusse noch eine ebenso ernste als häufige Erkrankungsform des Ohres, die Eiterungen oder Ohrenflüsse, welche, wenn vernachlässigt, zu Fäulnißvorgängen und Zerstörungen im Innern des Gehörorganes und nicht selten auch

zur Fortleitung der Entzündung auf den Knochen des Schädels und auf das Gehirn führen. Bei Kindern und nach manchen Kinderkrankheiten entstehen diese eiterigen Ohrenflüsse am öftesten, und es läßt sich durch frühzeitige und gründliche Reinhaltung des Ohres hier von vornherein viel Uebel verhüten. Man beherzige immer, daß das Zurückbleiben des Eiters in der Tiefe es ist, welche die durch den üblen Geruch sich anzeigende Zersetzung desselben und die weiteren schlimmen Folgen für Ohr und Gesundheit bedingen. Man ist neuerdings allenthalben bestrebt, die Stoffe, welche leicht der fauligen Zersetzung unterliegen, möglichst bald aus unseren Wohnräumen fortzuschaffen, um wie viel mehr müssen wir dies thun, wenn es sich um übelriechende und faulende Substanz im Innern unseres Kopfes handelt!

---

# Grabrede

## für den am 10. Mai 1864 verstorbenen Professor der Anatomie

## Dr. Heinrich Müller [1]).

Gestatten Sie mir, der trefflichen Schilderung aus beredtem Munde, die wir eben vernommen, einige wenige Worte hinzu zu fügen. Sie entstammen dem warmen Dankgefühl gegen den geschiedenen Lehrer, der tiefen Verehrung gegen den Freund.

„In Müller's Thätigkeit als Lehrer tritt uns vor Allem Eines entgegen, und ist dieses Eine ein wahres Zeugniß für sein ganzes Wesen und Handeln. Das ist, daß er stets mehr noch that, als die Pflicht von ihm verlangte. Ich habe über 7 Jahre im gleichen Zimmer gearbeitet, und darum kenne ich vielleicht am genauesten, was er außer seinen Vorlesungen und Cursen, also außer seiner Pflicht, noch als Lehrer geleistet hat. Selten würden Sie sein Zimmer anders als besetzt, ja häufig übermäßig besetzt gefunden haben von jüngeren Aerzten aus allen Weltgegenden, denen er Gelegenheit und Mittel bot, mikroskopische Arbeiten auszuführen, und denen er hierbei stets bereitwillig mit Rath und That an die Hand ging. Und dies Alles auf Kosten der zu eigenen Arbeiten bestimmten Zeit, aus selbstloser Aufopferung für die Sache und für die Wissenschaft, aus reiner Herzensgüte! Wie Viele sind es nicht, welche, gleich mir, auf

1) Konnte wegen thränenerstickter Stimme nicht gehalten werden, wurde der Wittwe übergeben und später von Professor Otto Becker in seiner Sammlung der Abhandlungen Heinrich Müller's veröffentlicht.

diese Weise gefördert und unterstützt, ihm, dem gütigen, liebenswürdigen Lehrer, das Wesentlichste von dem verdanken, was sie im Stande waren, später zu leisten!

Herzensgüte, ungemein tiefes Pflichtgefühl, eine durch und durch humane Lebensanschauung — dies schienen mir immer die Hauptcharakterzüge Heinrich Müller's zu sein. Trotzdem seine wissenschaftlichen Leistungen in jeder Beziehung weit über das Gewöhnliche hinausgingen und sein Name seit lange und allenthalben unter den Ersten des Faches genannt wurde, blieb er doch einfach und schlicht in seinem ganzen Wesen und Benehmen, blieb abhold jedem äußeren Scheine und erschien so Jedem, der ihn näher kannte, als ein liebenswürdiger Träger ächt humaner Charakterdurchbildung. Human durch und durch: darin möchte sich die Bezeichnung seines Wesens gipfeln.

Die Stätten, wo solche Menschen liegen, das sind die wahren Weihestätten, die Tempel, in die man junge Leute führen sollte, damit sie den Eindruck gewännen eines gediegenen, redlich ausgefüllten Daseins, und damit sie die Gelübde ablegten des Fleißes, der Wahrhaftigkeit und der von allem Formenkram unbeirrten Humanität.

Der Name Heinrich Müller wird unsterblich fortleben in der Wissenschaft. Er wird aber auch tief in die Herzen eingeprägt bleiben aller derer, die ihn kannten: denn, der ihn getragen, war ein selten guter, ein wahrhaft trefflicher Mensch. Sein Andenken sei geheiligt!"

---

# Nachruf

## zum Gedächtniß an Professor Dr. August Förster[1]).

Am 15. März 1865 Mittags 1 Uhr starb in Würzburg Dr. August Förster, ordentlicher Professor der pathologischen Anatomie und der Geschichte der Medicin. Nachdem er schon mehrere Wochen an einer rechtsseitigen Pleuritis exsudativa darniederlag, war dieselbe im entschiedenen Rückgange begriffen, und es hatten die Allgemeinerscheinungen sich bereits sehr befriedigend gestaltet, als ganz plötzlich und vollständig unerwartet innerhalb weniger Minuten die Katastrophe eintrat. Die Leichenöffnung ergab neben sehr dünnwandigem Herzen ausgedehnte Gerinnselbildung in der Lungenarterie mit Verstopfung derselben. — Zu Weimar im Jahre 1822 geboren, hatte Förster seine Studien in Jena und Halle gemacht. Kurze Zeit nur Privatdocent in Jena, wurde er 1851 als außerordentlicher Professor der pathologischen Anatomie nach Göttingen berufen, von wo er im Jahre 1858 als Ordinarius hierher kam. Daß Förster wacker mitgearbeitet hat an dem Ausbaue der Wissenschaft, weiß Jeder, und es liefern dafür Beweise sein im Jahr 1864 in 7. Auflage erschienenes Lehrbuch, sein eben in 2. Auflage herauskommendes Handbuch der pathologischen Anatomie, sein Werk über die Mißbildungen des Menschen, sowie unzählige größere und kleine Journalaufsätze. Weniger bekannt wird der Natur der Sache nach sein, welcher ungemein wackere und biedere Mensch er überhaupt war und wie ungewöhnlich allseitig sein Wissen. Ernst und ruhig

---

[1]) Veröffentlicht im Bayr. Aerztl. Intelligenz-Blatt am 9. April 1865.

in seinem ganzen Wesen, würdig und gemessen in seinem Aeußeren, erwies er sich doch stets als der gefälligste und freundlichste Lehrer und College, wenn man sich in irgend einer Sache an ihn wandte. So wortkarg er oft sein konnte, so warm fühlte er im Inneren; daher er, ehrlich und bestimmt wie er war, wenn es sich darum handelte, Farbe zu bekennen, sich ungemein klar und scharf äußerte. Fern von jeder Verschwommenheit trat er dann stets als entschiedener Vertreter seiner Meinung, als warmer Freund des Fortschrittes und als bitterer Feind jeder Halbheit wie jeder Art von Selbstsucht und unfeiner Gesinnung auf. Daß er nicht nur pathologischer Anatom war, zeigte Förster am Glänzendsten in seinen Vorlesungen über Geschichte der Medicin, welche er seit Marcus' Tod übernommen hatte. Bezeichnend für die Tiefe und Vielseitigkeit seines Wissens war auch der letzte Vortrag, den er kaum 5 Wochen vor seinem Tode in der physikalisch-medicinischen Gesellschaft dahier gehalten hatte. Derselbe erging sich über „Die Medicin der germanischen Vorzeit", und zwar hatte Förster zu diesem Zwecke gründliche Studien in der Edda sowie anderen skandinavischen und altdeutschen Werken gemacht. Von einem unermüdlichen Fleiße, still und zurückgezogen nur seiner Arbeit lebend und sein Tagewerk stets und regelmäßig mit dem frühesten Morgen beginnend, konnte er es so allein, neben seiner umfangreichen, der Medicin als Forscher, als Lehrer und als Schriftsteller gewidmeten Thätigkeit noch zu einer ungewöhnlichen Belesenheit auf allen literarischen Gebieten und zu einer äußerst seltenen Sprachenkenntniß bringen. Förster durfte von sich rühmen, nahezu alle in Europa erscheinenden Werke — ob germanischen, ob romanischen oder slavischen Ursprungs — in ihrer Ursprache lesen zu können. Man erzählte sich von ihm, daß er in den letzten Jahren von 5 Uhr Nachmittags an kein medicinisches Buch mehr in die Hand nehme, sondern sich nur noch schönwissenschaftlichen und sprachlichen Studien hingäbe. — Förster war unverheirathet, lebte aber mit einer Schwester in innig freundschaftlichem Verhältniß zusammen, mit welcher er auch fast jeden Herbst

eine größere Reise machte. — War es so natürlich, daß die Nachricht von seinem Tode alle, die ihn kannten, auf das Tiefste und Zäheste erschütterte, so kam bei vielen noch dazu, daß eine Wunde, die kaum zu verharschen begonnen hatte, wieder aufgerissen wurde — der Schmerz um Heinrich Müller's Tod. Binnen kaum 10 Monaten hat unsere medicinische Facultät ihre zwei jüngsten Ordinarii, die physikalisch-medicinische Gesellschaft ihre zwei letzten Präsidenten, die Wissenschaft zwei ihrer thätigsten und arbeitsfrischesten Forscher verloren!

Was aber mehr als Alles das: Förster und Heinrich Müller waren zwei streng sittliche Naturen, Menschen, welche ideales Streben von sich und von Andern verlangten und was der Allgemeinheit zum Besten für wichtiger hielten als den eigenen Vortheil. Wenn wir die wahre Bedeutung der Menschen nicht nach dem äußeren Scheine und den zufälligen Erfolgen, die sie errungen, beurtheilen, sondern nach ihrem sittlichen Gehalte und der Art des Strebens; wenn wir uns bei Jedem, über welchen das Todtengericht sitzt, fragen, hat er dem Stück Welt, auf das zu wirken ihm verliehen war, die Richtung zum Guten und Edlen oder zum Schlechten und Gewöhnlichen gegeben . . ., so müssen wir uns sagen, daß einen größeren, einen nachhaltigeren Schlag kaum eine Genossenschaft binnen Jahresfrist erleiden kann, als wenn sie zwei Männer wie Heinrich Müller und Förster verliert.

---

# Reisebilder aus den Tagen von Weißenburg und Wörth[1]).

Von Weißenburg und Sulz zurückkehrend, wünschte ich gerne Ihren Lesern einige Eindrücke zu schildern, die ich bei dieser Expedition gewonnen habe. Sie werden es begreiflich finden, daß die Massenhaftigkeit des eben Gesehenen und Erlebten es schwer macht, genaue Ordnung in der Schilderung einzuhalten. Dieß ist auch nicht nöthig. Es handelt sich ja nicht um einen offiziellen Bericht, der einer hohen Behörde vorzulegen zu einem bestimmten Zweck, sondern nur um Fixirung und Wiedergabe des Erlebten. Lassen Sie mich dasselbe in den kurzen Worten zusammenfassen: Ich habe gesehen, daß wir endlich sind ein einig Volk von Brüdern, von denen die Einen als bewunderungswürdige Helden fechten im Kampfe für Deutschlands Ehre, Recht und Selbstständigkeit, die Andern Alles aufbieten, Jeder nach seinen Kräften, zu helfen und zu lindern.

Wenn wir zuerst von unseren Soldaten sprechen, so läßt sich nicht entscheiden, wer ist der Tapferere, wer leistet mehr, die Preußen oder die Bayern. Sie überbieten sich geradezu in Heldenmuth und Leistungsfähigkeit.

Bei Weißenburg soll ein bayerisches Jägerbataillon, nachdem es zweimal bei der Erstürmung der von den Franzosen besetzten Anhöhe zurückgeworfen war, die ihm angebotene preußische Unterstützung zurückgewiesen haben mit der Erklärung: Jetzt wird die Höhe genommen, oder wir kehren nicht wieder. Und die Helden stürmten zum drittenmal und besetzten die Höhe.

[1]) Erschienen in der „Neuen Würzburger Zeitung" vom 12. August 1870.



Bei Wörth stürmte eine Truppe des linken preußischen Flügels eine Höhe zehnmal vergeblich und zum eilftenmal endlich wurden die Franzosen verjagt. Bei Königgrätz — dieß versicherten mir mehrere preußische Offiziere — wäre nicht mit solcher Bravour und Ausdauer gekämpft worden, als bei Wörth; leider sind aber auch die Verluste ganz entsetzlich. Dies darf uns nicht wundern: handelte es sich doch immer — in Weißenburg wie in Wörth — um Erstürmung von Höhen, wo die Gegner nicht nur durch ihre Stellung an und für sich, sondern häufig auch durch Wald oder durch rasch aufgeworfene Verschanzungen gedeckt waren. Die Franzosen des Mac Mahonschen Corps werden von den Unsrigen als sehr tüchtige Soldaten anerkannt, und ihre Chassepots bewährten sich in der That als sehr rasch und sehr weit schießende Gewehre. Um so ehrenvoller ist bei solchen Gegnern und bei solchen Stellungen der Sieg und noch dazu ein so vollständiger, wie er es bei Wörth gewesen. Die Anzahl der Gefangenen und der erbeuteten Geschütze wäre noch weit bedeutender geworden, als sie es schon ist, wenn das waldige und bergige Terrain die den fliehenden Feind verfolgende Reiterei nicht allenthalben in ihrer Leistungsfähigkeit aufgehalten hätte.

Mit welcher Siegeszuversicht alle unsere deutschen Soldaten in diesen Krieg zogen, davon konnten wir ja täglich auf unserem Bahnhofe uns überzeugen; natürlich steigerte sich diese Freudigkeit, je näher die Truppen den Schauplätzen des Kampfes kamen. Ueberall Jubel und Fraternisiren, der Süddeutschen mit den Preußen, der Soldaten mit der Pfälzer Bevölkerung und immer häufiger erscheint auf den Waggons die köstliche Inschrift mit kräftiger Kreide geschrieben: „Eilgut nach Paris“.

Es war auf der letzten Pfälzer Station vor Weißenburg, als ein frischer, südwärts eilender Militärzug sich kreuzte mit einem Zuge voll Verwundeten aus der Schlacht von Wörth. Das war ein zum Himmel dringendes Hurrah! und Hoch! und Bravo! mit dem die verwundeten Helden begrüßt wurden. Als

Antwort erscholl aus der Verwundeten Munde: „Haltet euch auch so fest wie wir. Nur keine Angst, Kameraden, es ist nicht so schlimm, wie's aussieht, die Kugel gibt Einem nur einen Ruck."

Prächtig und, wie mich Offiziere versicherten, vollständig richtig war auch der zugerufene Rath: „Geht den Franzosen nur rasch auf den Leib, ihre Chassepots treffen nur in der Ferne gut, je näher ihr ihnen aber kommt, desto mehr fliegen die Kugeln über eure Köpfe hinweg."

Der wahre Held ist aber auch menschlich und von gutem Herzen; das zeigten unsere Braven bei dieser Gelegenheit in reichem Maße. Kaum war der erste Jubel des Empfangs der Brüder verklungen, so bemerkte man, daß die zweite Hälfte des Zuges, der während dessen durch Abfahren zwischenstehender Wägen frei sichtbar geworden war, aus gefangenen Franzosen, zum Theil Turcos und Zuaven, bestand. Keine Aeußerung des Hohnes oder der theilweise so berechtigten Verachtung wurde laut, im Gegentheile, nachdem man sie eine Zeitlang ruhig betrachtet hatte, flogen einige Stücke Brod hinüber, und dies gab nun das Signal zu einem allgemeinen, über die ganze Linie sich fortsetzenden Bombardement mit Brod.

Ein Bekannter will bemerkt haben, daß einige Franzosen das ihnen zugeworfene Brod anspuckten und wieder wegwarfen; ich habe nur ein allgemeines Drängen und Haschen nach dem nahrhaften Geschosse gesehen und gestaunt über die Gier, mit welcher die hungrigen Gesellen sich über das Brod hermachten; mir wurden auch, da ich zwischen den beiden Zügen stand, mehrfach zu kurz geworfene Brodstücke mit bittender Geberde gezeigt, die ich dann den Hungernden hinaufreichte.

Als wir dem Obersten unsere Bewunderung über den Edelmuth seiner Leute ausgesprochen, die dem Hoch, das sie auf die verwundeten Kameraden ausbrachten, unmittelbar die Beschenkung derer folgen ließen, welche diese Wunden geschlagen hatten, erwiderte er im ruhigen Selbstgefühl: „Unsere Jungens sind eben brave Kerle, nicht blos beim Zuschlagen."

Ich glaube, gerade solche Scenen müssen sich den Theilnehmern aufs tiefste einprägen, und Jeden, der es noch braucht, von der unverderbten, kernigen Trefflichkeit unseres Volkscharakters überzeugen.

In Frankreich hielte ich solche Scenen geradezu für unmöglich; dort vernachlässigte man ja seit lange die Ausbildung des Gemüthes und der Humanität und begnügte sich mit dem stolzen Bewußtsein, à la tête des purruquiers et des modistes und somit natürlich auch à la tête de la civilisation zu marschiren, und jetzt marschiren die Franzosen, die hochcivilisirte, große Nation, sogar à la tête des Turcos. Was diese theils schwarzen, theils braunen, theils gelben Gesellen betrifft, so hatten wir auch später in Weißenburg und Sulz reichlich Gelegenheit, über sie Studien zu machen. Sie waren ja Alle dem Mac Mahonschen Corps zugetheilt und wahrscheinlich bestimmt, uns Süddeutschen zur Belohnung für unsere Franzosenliebe die Civilisation ins Land zu bringen. Bei der Zersprengung dieses Corps fiel so ein guter Theil dieser Elitetruppe, auf die der biedere Nachbar so stolze Dinge hält, in unsere Hände. Im Ganzen machten mir die meist kleinen und schmächtigen Kerle in ihren ehemals wahrscheinlich weißen Pluderhosen und ihren hellblauen Jacken mit gelber Verzierung — die Turbans müssen ihnen abhanden gekommen sein, Einzelne trugen den rothen Fez — den Eindruck einer dummen, entsetzlich tiefstehenden Race, halb Thier, halb Mensch.

Solche Individuen können gelegentlich recht gutmüthig, namentlich gegen Kinder sein, bei Gelegenheit eines Kampfes und Krieges aber müssen sie sich nothwendig zu wilden, niederträchtigen und dabei feigen Bestien entwickeln.

Hiefür spricht auch die allgemeine Erfahrung in diesem Kriege; wenn die Dinge, die man diesen Kerlen nachsagt, nur halb wahr sind, so sind sie schon scheußlich genug. Ich habe selbst einem preußischen Offizier zugehört, wie er seinen Leuten die Weisung gab, im Gefechte jedem auf dem Boden scheinbar todt liegenden Turco noch einen Bajonnetstich zu versetzen, damit

er auch wirklich todt und nicht mehr im Stande wäre, hinterrücks die Soldaten mit Messer oder Flinte anzufallen. Wahrlich wir dürfen uns nicht wundern, wenn solche Halbmenschen (demi-hommes) von denen gegen uns ausgesandt werden, bei denen die demi-monde so lange schon auf dem Throne sitzt.

Stehen wir aber auch nicht an, dieser Sorte von Civilisation, wie sie sich reichlich in unseren Sitten, in unsere Erziehung und in unsere Mode einzuschleichen wußte, den Todesstoß zu versetzen, auch wenn ihre Träger scheinbar todt vor den Füßen des Siegers liegen, und beeilen wir uns, alle Albernheiten und Jämmerlichkeiten an und in uns selbst auszurotten, die von diesem verderblichen und frivolen französischen Einflusse auf unser Tragen, unser Sprechen und unser Handeln herrührt. Um nur Eines zu erwähnen, welche anständige deutsche Frau und welches ehrbare deutsche Mädchen mag noch den albernen Schopf, Chignon genannt, auf der hinteren Seite des Kopfes und auf der vorderen jenes sinnlose, nur dem Affengesicht gut stehende Deckelchen dulden, das wir der kaiserlichen Courtisane, der würdigen Patronin der Turcos und der Stiergefechte, verdanken?

Verlassen wir einmal die allzugroße Liebenswürdigkeit und weisen solche „Damen“, die sich nicht scheuen, den Stempel französischer Albernheit an sich zu tragen, aus unseren Hilfsvereinen und schließlich auch aus unserer Gesellschaft! Vor Allem aber spreche man freimüthig und offen seine Verachtung denen aus, die in kellnerhaften Gefügigkeit gegen jeden Fremden, auch wenn er deutsch versteht, ihre Sprachkenntnisse zu verwerthen wissen.

Was nun die Bevölkerung der Pfalz betrifft, mit der wir es ja hauptsächlich zu thun haben, so kann man derselben nicht zu viel Gutes und nicht zu viel des Lobes nachsagen. Es ist geradezu rührend, zu sehen, mit welcher nationalen Begeisterung und zwar nicht blos mit Worten und Hurrahruf, sondern allenthalben mit vollen Händen, vollen Krügen und Körben sie sich der durchmarschirenden Soldaten oder der heimkehrenden Ver-



wundeten annehmen. Neustadt a. d. H. thut sich hier, wie mir scheint, ganz besonders hervor. Nie werde ich eine im dortigen Bahnhofe erlebte Scene vergessen. Zwei Feuerwehrleute tragen langsam einen großen hölzernen Waschzuber her, ein dritter ist mit Schoppengläsern bewaffnet. Durstig wie ich war, stürze ich auf sie zu: „Ach, geben Sie mir auch ein Glas Wasser." Mit welchem Blicke voll Geringschätzung meiner Einfalt maß mich aber der entrüstete Feuerwehrmann: „Wasser?! Wei, Wei, habe wir!" Bringen die guten Menschen den Wein, und noch dazu recht guten und süffigen, in enormen Waschkübeln her. Und so geht es Stunde für Stunde; denn keine Stunde des Tages und der Nacht vergeht ohne Militärzug. Daß man neben dem Wein auch noch Brod, an anderen Orten Wurst und Fleisch und Eier, häufig dazu von Leuten geboten bekommt, die gewiß selbst zu Hause nicht reichlich Essen besitzen, davon kann Jeder berichten.

In Edenkoben brachte eine magere, ältliche Dame an alle Waggons das von ihr so geliebte Zuckerwasser, und ein dünnes Männchen — ich denke es war ein Schneiderlein — ging nicht fort von meinem Coupé, bevor ich nicht aus seiner Dose schnupfte. Nicht nur die Gabe, sondern namentlich die Art des Gebens ist es, die Jeden rühren und packen muß. Jeder gibt eben, was er hat und bieten kann und was er selbst schätzt und fühlt sich geehrt und geschmeichelt, wenn er beitragen kann zur Erquickung und zur ehrenden Anerkennung seiner Brüder. Jeder ist erst dann mit sich zufrieden, wenn er auch etwas gethan hat für's Vaterland.

Uebrigens ist dieses Geben und Helfen im Allgemeinen ein verständiges und wohlgeordnetes. In Neustadt z. B., als Nachts ein Zug Verwundeter kam, wurde jeder Wagen sogleich von einem mit Laternchen versehenen Manne erstiegen, der fragte: „Was brauchen Sie? Eis, Wasser, Leinwand, Binden, Charpie, Suppe, Kaffee?" und eilte dann, das Geforderte bringen zu lassen. Als bei dieser Gelegenheit um Wein gebeten wurde, erwiderte diesmal der Feuerwehrmann: „Wein und Bier dürfen

wir den Verwundeten nicht geben, wenn der Arzt es nicht ausdrücklich verlangt. Recht so, Mann, denn gerade hierin wird viel gefehlt. Was dem Einen dienlich, das kann dem Andern schädlich sein. — Daß natürlich in Landau, Edenkoben, in Neustadt, in Ludwigshafen, kurz überall Freiwillige mit dem nöthigen Geräthe standen, um Verwundete in die dortigen Hülfsspitäler zu bringen, das ist selbstverständlich. Kurz, allenthalben mußte der Soldat gewahr werden, daß er als ein Theil des Ganzen betrachtet wird und daß, was er für das Ganze thut und gethan hat, ihm von jedem Einzelnen, wie vom ganzen Volke dankbar vergolten werden soll. Diese Ueberzeugung ist's, die den Soldaten in diesem Kriege erhebt zu dem was er ist, zum ausdauernden und niederschmetternden Helden.

Wäre doch ein Künstler mit uns gewesen! Ueberall hätte er würdige Stoffe zur Verewigung von Stift und Pinsel gefunden. Man stelle sich z. B. folgendes reizende Bild vor: In einem Wagen, den kurz vorher Pferde verlassen und dessen Boden theilweise mit Hafer und sonstigen Relikten unserer vierbeinigen Vorgänger bedeckt war, möblirt einzig und allein mit einigen leeren Futtersäcken und unseren Reisetaschen, sitzen sechs barmherzige Schwestern mit ihren guten milden Gesichtern, die Brust mit dem Genfer Kreuz geziert, zwischen ihnen an der Wand schaut eine Pickelhaube oder ein Säbel hervor. Um sie herum gruppirt sich bunt gemischt ein Dutzend Männer, zur Hälfte Aerzte mit ihren Binden, jüngere und ältere, zur anderen Hälfte preußische Artilleristen, Neulinge und Kämpfer von Königgrätz, die Einen auf dem Boden dahingestreckt oder auf Reisetaschen kauernd, die Andern auf die Balken sich stützend, die an den Seitenöffnungen des Wagens herübergehen. Der Eine blickt sinnend und ernst nachdenklich vor sich hin, des kommenden Ernsten oder der Lieben zu Hause gedenkend, die Andern plaudern gemüthlich oder erklären einander dies und das, oder lassen sich erzählen von Chlum, wo der eine Unteroffizier mit der Tapferkeitsmedaille, obwohl er nicht reiten konnte, sich auf das Pferd seines erschossenen Offiziers schwang und die

Batterie auf die Höhe führte. Wäre ein solches Bild nicht ein herrliches Object für einen Genremaler à la Anton Seitz!

Bald wurden die Bilder, die sich unserem Auge boten, freilich ernster. So in Weißenburg, wo neben den Massen Verwundeter, die alle Vorhallen und Zimmer des Bahnhofs erfüllten, und vor den zum Theil noch geschwätzigen, zum Theil aber doch sehr ernst dasitzenden, gefangenen französischen Offizieren im Hofe und um die Lagerhäuser herum ungeheure Haufen lagen, die einen zusammengesetzt von Hunderten oder auch Tausenden von Gewehren, die andern von ebenso vielen Tornistern, ein dritter von Säbeln und Patrontaschen, ein vierter von Helmen und Pickelhauben und endlich, die gräßlichsten von allen, aus Mänteln, Röcken, Hosen und sonstigen halbzerfetzten und halbblutigen Kleidungsstücken aufgethürmt. Alle diese Stücke hatten vor ein oder zwei Tagen noch frischen, fröhlichen Menschen angehört!

Doch ein Gedanke erhebt uns über all diesen Jammer von Weißenburg und Wörth: die Braven, die jetzt die Elsäßer Erde deckt, sie haben nicht umsonst geblutet, ihr Blut hat die Schmach der Franzosenherrschaft von diesem schönen Stück alter deutscher Erde weggewaschen und das Elsaß dem Deutschen Reiche wieder erkauft.

---

# Bessere Schulen in Frankreich — auch eine Friedensbedingung[1]).

Das französische Volk hat in letzter Zeit, nicht blos in diesem Kriege, geradezu erschreckende Beweise geliefert, in welchem Zustande von Unwissenheit, von Leichtgläubigkeit und Verlogenheit, ja von entsetzlichster Verwilderung und sittlicher Verkommenheit es sich befindet. Diese vor ganz Europa sich offenbarenden Uebelstände müssen aber um so schwerer ins Gewicht fallen, als sie den Franzosen selbst vollständig unbekannt geblieben sind; dieselben haben geradezu die entgegengesetzte Meinung, indem sie felsenfest glauben, sie wären in der That nicht nur das größte, sondern auch das gebildetste und tüchtigste Volk der Erde, was sie mit der ihnen eigenen Bescheidenheit „an der Spitze der Civilisation marschiren" nennen.

In dieser Selbstverblendung eines Volkes liegt natürlich für seine Nachbarn eine große Gefahr. Wer sich überschätzt, muß Andere unterschätzen und wird namentlich dem Bescheidenen und Friedfertigen gegenüber leicht anmaßend. Ueber zwei Jahrhunderte hatten wir Gelegenheit, die Wahrheit dieses Satzes gründlich an uns zu erproben. Wenn wir künftig Frieden haben wollen mit den Franzosen und deren Rolle als eines europäischen Störenfriedes einmal ausgespielt sein soll, so müssen dieselben curirt werden von ihrer Eitelkeit und ihrer Selbstüberhebung, deren Hauptquelle die Unwissenheit ist und die mangelnde Kenntniß dessen, was andere Völker leisten. Es genügt nicht, daß

[1]) Erschienen in der „Neuen Würzburger Zeitung" vom 11. Okt. 1870.



wir sie in zahlreichen Schlachten besiegt haben, daß wir sie strafen und schwächen werden durch gehörige Geldkontributionen und durch Wegnahme der früher gestohlenen Provinzen. Hiedurch können wir höchstens die jetzt lebende Generation unschädlich machen; unsere Aufgabe wird aber sein, zu verhindern, daß die kommenden Geschlechter ebenfalls zu schädlichen und störenden Nachbarn sich entwickeln.

Wie können wir dies machen? höre ich fragen. Der Mensch ist das Product seiner Verhältnisse. So auch jedes Volk. Welche Einflüsse sind aber neben denen der Abstammung und der geschichtlichen Entwickelung so maßgebend für das Sein und Gebahren eines Volkes, als der Zustand seiner Volksschulen? Niemand wird zweifeln, daß die oben gerügten Fehler des französischen Volkes zum guten Theile zusammenhängen mit dem jammervollen Zustande, in welchem das Erziehungswesen in Frankreich sich befindet. Ihre Abstammung von den Galliern, die uns von den Alten bereits als eitle Prahlhänse geschildert wurden, können wir nicht ändern, ebensowenig vermögen wir die frühere Geschichte Frankreichs rückgängig zu machen. Steht es aber in gleicher Weise mit dem französischen Volksschulwesen? Ließe sich hierauf kein Einfluß gewinnen? und sollte sich ein solcher nicht in jeder Beziehung verlohnen?

Das Gründlichste wäre freilich, wenn die Festsetzung des künftigen Lehrplanes für die Volks- und für die höheren Schulen Frankreichs, wenn die Verabfassung oder Auswahl der Lehrbücher u. s. w. direkt unter maßgebende deutsche Aufsicht gestellt würden.

Es sei nur erinnert an die albernen Geschichtsfälschungen, welche sich durchgehends in den französischen Schulbüchern ad majorem Galliae gloriam finden.

Solche Eingriffe sind indessen absolut unmöglich, oder richtiger, sie würden durch die fortdauernde Opposition aller Lehrer, Eltern und Kinder gerade das Gegentheil erreichen von dem, was wir wünschen. Ebensowenig kann man vorläufig dem Gedanken Raum geben, es möge dem diplomatischen Vertreter des

deutschen Reiches in Paris nicht blos ein Militär-Attaché, sondern auch ein Schulmann beigegeben werden[1]), der noch dazu gesetzlich berechtigt wäre, das Schulwesen in Frankreich zu beaufsichtigen und auf dessen Gestaltung bestimmend und verhindernd einzuwirken. Solche Festsetzungen, auch wenn sie in dem Friedensvertrage aufgenommen wären, würden sich später als leere Worte und als in praxi nicht durchführbar erweisen.

Wie wäre es aber, wenn unser großer und genialer Staatsmann, der gewiß vor keinem neuen Gedanken zurückschreckt, beim Friedensschlusse verlangte, daß für die nächsten 10 Jahre im französischen Staatsbudget für Erziehung und für Volksschule die gleiche Jahressumme wie für das Militär festgesetzt würde?

Wir wissen sehr gut, daß leider eine solche Gleichstellung der beiden Finanzposten in keinem europäischen Staate — außer der Schweiz etwa — vorkommt und allenthalben in den Monarchien bis jetzt dem Militärwesen weit mehr Opfer gebracht werden, als der Volkserziehung. Wollen wir hier absehen von den eigenen Schäden und nur für des Nachbars Wohl besorgt sein, das ja mittelbar auch unser eigenes ist, so läßt sich nicht verkennen, daß eben Frankreich ganz ungewöhnlicher Anstrengungen und Geldmittel zur Aufbesserung seiner Schulen bedarf, um aus seiner intellectuellen Verkommenheit und seiner sittlichen Verwilderung herausgerissen zu werden. Wenn durch solche finanzielle Zumuthungen zugleich den jedenfalls nicht ausbleibenden Gedanken an einen baldigen Rachekrieg ein zehnjähriger Dämpfer aufgesetzt ist, so kann dies nur ersprießlich sein für uns, wie für den Nachbar.

Man sage nicht, derartige Friedensbedingungen sind noch nie dagewesen und gehören deshalb zu den Unmöglichkeiten.

Ben Akiba mit seinem „Alles schon einmal dagewesen" kann auch einmal Unrecht haben. Oder ist je schon ein in gleich frivoler Weise hervorgerufener Krieg dagewesen und zugleich einer, in welchem das eine Volk so groß und gewaltig wie wir und

---

[1]) Wäre dies nicht vielleicht eine passende Verwendung für „unseren" Mühler? (Anm. d. Setzers.)

des Gegner so hohl und gemein bestand? Und ist in der Weltgeschichte schon je ein gleich mörderischer Kampf verzeichnet, in welchem der beiderseitige Einsatz ein so total verschiedener war? Hier die ganze Blüthe eines friedliebenden, redlichen und nach steter Vervollkommnung ringenden Volkes, und dort afrikanisches und sonstiges Gesindel, geführt durch Spitzbuben von nicht blos europäischem Rufe!

Niemand wird leugnen, daß gerade in einer solchen Stipulation eine größere Demüthigung des Besiegten enthalten wäre als in jeder anderen. Gewiß würde die französische Regierung — hieße sie Republik oder Kaiser oder Orleans — sich zu einem solchen lauten Geständniß des Bildungsmangels ihres Volkes am schwersten verstehen. Allein vae victis! und sind sie nicht in der That eine unwissende, verwilderte Bande, für deren völkerrechtswidrige Rohheiten jede Demüthigung und jede Strafe noch zu gelinde ist? und gibt es eine andere Friedensbedingung, welche gleich nützlich und segensreich für das französische Volk wie für uns, seine Nachbarn, sich erweisen würde? Lassen wir uns die jetzige Gelegenheit, wo Frankreich bald ganz besiegt und ohnmächtig zu unseren Füßen liegen wird, nicht entgehen zu einer gründlichen Behandlung des Uebels, das seit lange so unendlich viel Jammer und Elend über Deutschlaud gebracht hat und das zum guten Theile ausgeht von der Unwissenheit und Unbildung der Franzosen. Wollen wir aber andererseits gerade durch eine solche Friedensbestimmung zeigen, daß wir in der That nicht nur ein gewaltiges und mächtiges, sondern auch ein weises und praktisches Volk sind und hinwiederum erweisen wir dadurch, daß die deutsche Nation in Wahrheit die größte und gebildetste der Welt ist, von der nicht nur alle anderen Völker den größten Theil ihres Wissens seit lange beziehen, sondern welche auch jetzt in der Machtfülle des Sieges es sich vor Allem angelegen sein läßt, den Feind, nachdem er ihn niedergeworfen hat, zu einem tüchtigeren und besseren Menschen zu erheben!

---

# Offene Bittschrift

## an Magistrat und Gemeindekollegium der Stadt Würzburg um eine Ehrenbezeigung für unsere Soldaten, um ein Erinnerungszeichen für unsere Kinder[1]).

In der Gartenlaube stand neulich zu lesen: „Wohl fast an allen Orten des großen deutschen Vaterlandes, von den großen Städten herab bis zum kleinsten Dorfe, hat man das Bedürfniß gefühlt, der Erinnerung an das große Kriegsjahr 1870/71 irgend ein äußerliches, für alle Zukunft berechnetes, öffentliches Denkzeichen zu weihen, welches das gegenwärtige und zukünftige Geschlecht mit Freude und nationalem Stolz erfüllen, zugleich aber dankbar erheben soll in dem Gedanken an die braven Söhne des Vaterlandes, welche für die große Sache gekämpft und ihr Leben geopfert haben" 2c. 2c.

Unser Würzburg besitzt wohl mannigfache Erinnerungen aus der schmachvollen Rheinbundszeit (Smolensk, Talavera, Moskau 2c. 2c.), von äußerlichen Zeichen aber, daß wir eben und vor Kurzem eine gewaltig große Zeit mit riesigen Kämpfen durchgemacht haben, eine Zeit, wie sie in dieser erhabenen Größe noch keinem Volke und keinem Geschlechte zu erleben vergönnt war, davon ist uns hier nichts bekannt. Und doch beherbergen wir hier gerade so Viele von den Braven, die mitgekämpft haben für die Ehre und Macht Deutschlands, und denen wir zu ewigem Danke verpflichtet sind dafür, daß sie uns des Deutschen Reiches alte Größe und Herrlichkeit wieder errungen

[1]) Erschienen in der „Neuen Würzburger Zeitung" vom 27. Dez. 1871.

haben! Dankesgefühle aber soll man nicht nur still im Herzen bewahren, man soll sie auch bei richtiger Gelegenheit laut aus-aussprechen und am besten in einer Weise, welche bleibenden Werth hat. Auf der anderen Seite muß man sich aber auch klar machen, welch hebender und bildender Einfluß auf unsere Jugend durch solche äußerliche Merkmale geübt wird, die sie stets und täglich an die Großthaten ihres Volkes erinnern. Das einfachste und zugleich wirksamste Mittel zu diesem Zweck möchte die Benennung von Straßen und öffentlichen Plätzen nach den Hauptsiegen unserer deutschen und speciell unserer bayerischen Truppen sein. Würden wir mehr als Eine Mainbrücke besitzen, so sollte man die schönste die Weißenburger Brücke nennen. War es doch zu Weißenburg im Elsaß, wo unter Führung des preußischen Kronprinzen durch gemeinschaftlich vergossenes Blut die bisherige Kluft zwischen Süd- und Norddeutschland ausgeglichen und so der Main bleibend überbrückt wurde! Damit müssen wir nun schon warten, bis die zunehmende Entwickelung unserer schönen Stadt eine zweite feste Brücke über den Fluß erheischt. Allein wir haben jetzt schon eine Menge Straßen mit vollständig gleichgültigen Namen, die man ihnen gegeben hat nach der anliegenden Gemarkung oder dergleichen, weil eben irgend eine Bezeichnung nöthig war. Aendere man doch diese gleichgültigen Namen, die man ihnen gegeben hat, in vollwichtige, von großem Klange und von mehr als europäischem Rufe, entnommen den hervorragendsten Siegestagen unserer Truppen; ihnen zur Ehre und zur Anerkennung, den Erwachsenen zur Erinnerung an die freudige Begeisterung bei jeder Siegesbotschaft, unseren Kindern zur Erhebung und zur Lehre! Wie schön würde es sich insbesondere ausnehmen, wenn der reizende Kranz unserer Glacisanlagen, um welche uns die meisten Städte beneiden dürfen, umschlungen würde durch einen weiteren Ehrenkranz von Namen, beginnend mit Weißenburg und endend mit Paris.

Sind doch zudem die jetzigen Bezeichnungen „Pleichacher Glacisstraße“, „Rennweger Glacisstraße“ u. s. w. zum Theil

bereits unbrauchbar, weil zu unbestimmt, geworden in Folge der mehrfachen Straßendurchbrüche. Jede dieser einzelnen Abtheilungen der großen um die Stadt herumführenden Straße würde in chronologischer Reihenfolge den Namen einer gewonnenen Schlacht oder einer genommenen Festung führen, so daß beim Umgang um die Anlagen in ununterbrochener Aufeinanderfolge, wie im glorreichen Jahre selbst, die einzelnen Ruhmesthaten sich an einander reihten. — Wie wenig übrigens würde Euch, hochwohllöbliche Väter der Stadt, die Ihr so sehr um unser Wohl und um unseren Säckel besorgt seid, daß Ihr uns nächstens sogar das Gas wohlfeiler geben wollt, diese Verschönerung unserer Anlagen, diese ehrende Anerkennung unserer Soldaten, dieser Beitrag zu unserer Erhebung und zur Bildung unserer Kinder kosten! Ihr müßt doch über kurz oder lang den Glacisstraßen mit neuen Namen nachhelfen und sicher ist, daß schönere und dem deutschen Herzen wohlthuendere nicht aufzutreiben sind als die vorgeschlagenen. Schüttelt nicht Eure Häupter, ehrwürdige Väter, ob solcher Dinge, die vielleicht Manchem klein und unbedeutend erscheinen mögen neben anderen ernsten Dingen, welche Eurer Berathung unterliegen. Erinnert Euch, daß andere Völker, wie die Franzosen, solch' äußerliche Merkmale aus der Geschichte recht wohl zur Hebung des Nationalgefühls zu benützen wußten; bedenket aber vor Allem, daß Würzburg in keiner Beziehung hinter anderen Städten, welche ähnliche Beschlüsse gefaßt haben, zurückbleiben darf. Darum, liebe Väter der Stadt, ehrt Euch und uns, Eure großen und Eure kleinen Kinder, durch diese patriotische Gabe, um die wir Euch hiemit gebeten haben möchten. Also geschehe es!

---

## Tüchtige Mädchen-Erziehung wichtiger noch als die der Knaben[1]).

Dieser Satz mag den Meisten geradezu widersinnig und lächerlich erscheinen; man überlege sich indessen nur den Sachverhalt einmal etwas genauer.

Lassen wir einige Thatsachen sprechen. Längst vor dem letzten Kriege war der sittliche und der physische Verfall der Bevölkerung Frankreichs durch Zahlen bewiesen; in demselben Frankreich werden seit lange nahezu alle Mädchen in Klöstern oder doch unter geistlichem Einflusse erzogen. Für jeden denkenden Menschen steht die Abhängigkeit dieser beiden Thatsachen von einander seit lange unumstößlich fest. Wenn die, welche die Mütter und Träger der Familie einst sein sollen, ihre Anschauungen und Grundsätze fürs Leben von Leuten erhalten, welchen das Gründen einer Familie auf's strengste verboten ist, ja denen lebenslängliches Lossagen von allen Familienbanden als eine Gott besonders wohlgefällige That erscheint, so muß nothwendig darunter immer mehr die künftige Familie leiden. Wo aber die Ehe und die Familie leidet, da kann das ganze Volk nicht gedeihen. Daß das reichbegabte Volk, dem wir die großen Grundsätze von 1789 verdanken, sich gegenwärtig vor dem ganzen gebildeten Europa so entsetzlich herabwürdigt durch Wallfahrten zu wunderthätigen Wässern und Bildern und durch anderen klerikalen Spuk, woher kommt dies? Weil seine Frauen in Folge ihrer klerikalen Erziehung zu Drahtpuppen in Händen der Priester geworden sind.

---

[1]) Erschienen in der „Neuen Würzburger Zeitung" vom 9. März 1875.

Brauchen wir vielleicht noch hinzuweisen, wie es kommt, daß in manchen Gegenden Deutschlands die Wahlen immer mehr im Sinne der Geistlichkeit ausfallen? Zum guten Theil bringen dies, wie allbekannt, die Frauen zu Stande. Vom Priester des Ortes gut angeleitet, wissen sie die Männer durch Ueberredung oder jene Ränke, in welchem die Mehrzahl der Frauen eine so gewaltige Macht im täglichen Leben zu entwickeln vermögen, dahin zu bringen, daß sie entweder nach ihrem, d. h. des Geistlichen Wunsch wählen oder doch am Wahltage hübsch zu Hause bleiben. Haben wir denn nicht immer mehr die Erziehung des heranwachsenden weiblichen Geschlechtes in die Hände geistlicher Orden gerathen lassen und ohne etwas Arges zu denken auf diese Weise ruhig am Ruin unserer eigenen Zukunft mitgearbeitet?

Hat schon jemand gezweifelt, daß der Einfluß der Mutter auf die geistige Entwickelung der Kinder von Anfang an weit größer ist als der des Vaters, dem gewöhnlich schon seine Berufspflichten nicht erlauben, sich viel mit den Kindern abzugeben? Man erzählt und liest immer, daß große Männer meist bedeutende Mütter hatten. Man sehe sich doch im gewöhnlichen Leben um und wird oft genug finden, daß der Apfel nicht weit vom Stamme fällt. Der Stamm, das am Boden des Hauses angewurzelte und mehr stabile Element, ist in der Regel die Mutter. Nur weit seltener ist es dem Vater möglich, auf die Grundzüge des Charakters seiner Kinder und namentlich seiner Töchter überwiegende Einwirkung zu üben.

Nun, wie verhält sich bisher die Schule dem heranwachsenden Mädchen gegenüber? Der Beginn der Schulzeit fällt für Knaben und Mädchen wohl allenthalben zusammen, nicht aber so das Ende der Lernzeit, welches beim weiblichen Geschlechte durchschnittlich viel früher eintritt, als beim männlichen. Hier begegnet uns eine ganz merkwürdige Thatsache, welche selten wohl nach Gebühr gewürdigt wird. Je größer in einer Familie die Bildungsansprüche nach Herkommen und Vermögen sind, desto mehr vergrößert sich auch der Unterschied in der Dauer der Lernzeit

zwischen Knaben und Mädchen, natürlich stets zum Nachtheil der letzteren. Beim Bauern dauert die Erziehungszeit beider Geschlechter noch ziemlich gleich lang, abgesehen etwa von den an manchen Orten auf dem Lande eingerichteten Sonntags- oder Fortbildungsschulen, oder auch manchen neueren Schulen für Wiesenbau, Obstzucht, Weinbau u. dgl., welche sämmtlich ausschließlich der männlichen Jugend zu Gute kommen. Beim Gewerbsmanne in der Stadt wird das Mädchen in der Regel längst der häuslichen Arbeit obliegen oder für das Geschäft verwendet, während der Junge noch in Gewerbe-, Handels- oder Realschulen geschickt wird. Noch beträchtlicher stellt sich der Abstand in der Dauer der beiderseitigen Erziehungszeit in den begüterten oder doch mehr bildungsbedürftigen Kreisen, insbesondere bei Beamten und Gelehrten heraus. Während der Jüngling auf dem Polytechnikum oder Gymnasium, auf der Handels- oder Kunstakademie und insbesondere auf der Universität der Ausbildung seines Geistes und der Erweiterung seiner Kenntnisse obliegen kann, geht das gleichalterige Mädchen schon längst ganz oder doch größtentheils in ihren häuslichen Pflichten und in geselligen Beziehungen auf, wird höchstens anfangs noch einzelne Stunden ihrer Weiterbildung in der Musik und in Sprachen widmen und, wenn's hoch kommt, erhält sie in schwer zu Stande zu bringenden Privatstunden einige weitere Begriffe über Literatur und Geschichte.

Die Lernzeit der Mädchen beschränkt sich also in der Stadt auf einen viel kürzeren Zeitraum, als beim jungen Manne. Ob diese kurz zugemessene Zeit auch in den besseren Schulen — von geistlichen Appreturanstalten sprechen wir schon gar nicht mehr — vorwiegend zur Ausbildung des Denkvermögens und zum Einprägen wirklich brauchbarer Kenntnisse verwendet wird und nicht mehr zum Aufstapeln alles möglichen und unmöglichen Flitterkrams, ob insbesondere nicht allgemein zu viel Zeit und Mühe verwendet wird auf jene Sprache, in welcher rasch plappern zu können meist noch für den idealen Gipfel einer vollendeten Mädchenerziehung gilt, obwohl 99 Procent der Mäd-

chen später nie mehr in die Lage kommen, je französisch sprechen zu müssen — von all diesen Fragen wollen wir hier ganz absehen. Sie würden uns zu weit führen.

Dagegen wollen wir nicht vergessen, daß dem jungen Mann, auch wenn er jeglicher Schule, selbst der Hochschule entwachsen ist, durch das Leben selbst eine Menge bildender und weiter fördernder Elemente zufließen, wie sie den jungen Mädchen nicht entfernt geboten sind. Wir meinen das Zusammenleben und den Umgang mit anderen Männern, nicht nur auf dem Spaziergange und im Wirthshause, sondern namentlich in den Vereinen der verschiedensten Art, vom Turnverein und der Liedertafel zum politischen und Volksbildungsverein und zur fachwissenschaftlichen Gesellschaft, ganz abgesehen vom Berufe selbst, der Jedem massenhaft neue Lebensverhältnisse und neue Lebensanschauungen näher bringt. Während so die innere Weiterbildung und die Erziehung für's Leben beim jungen Manne eigentlich nie aufhört und sich sicher nicht abgränzen läßt, so bieten der Umgang und das Leben gewöhnlich dem Bildungsdrange des Mädchens recht wenig Förderndes, wenn wir von einzelnen besonders günstigen Ausnahmen absehen. Vater und Brüder haben selten Zeit oder Lust, sich um die weiteren geistigen Bedürfnisse der Tochter oder Schwester besonders zu kümmern, der Mutter fehlt häufig noch weiter das Beste, der eigene Grund an Trieb und an Kenntnissen, und so sieht sich das Mädchen angewiesen auf den Zufall, der ihr gute und schlechte Bücher nach einander in die Hände spielt, auf das Theater, das ihr oft genug mehr Schlechtes als Gutes vorführt und auf den Umgang mit den Altersgenossinnen in Kränzchen u. dgl., bei welchen Zusammenkünften ideale Interessen wohl weit seltener eine Rolle spielen mögen, als persönliche Neigungen und Besprechung der Bedürfnisse und Ereignisse des Tages. Daß ferner bei Bällen und Gesellschaften das Benehmen und der äußere Schliff — Tournüre sagt der gebildete Deutsche — gewinnt, wird Niemand in Abrede stellen; ob aber hiebei nicht auch gelegentlich manches Gute und Edle in der Seele des Mädchens

arg abgeschliffen und ausgehöhlt wird? Gewahrt das Mädchen nicht zu oft, daß die Genossin, welche sie aus der Schule als Muster der Faulen, Verlogenen und Flatterhaften kennt, jetzt ihres vortheilhaften Aeußeren oder ihres zuversichtlichen Auftretens wegen den Männern und selbst den Frauen am meisten gefällt? Wollen wir es einem feiner fühlenden Mädchen verargen, wenn ihm manchmal auch ein gutes Theil der den Cylinder und das Tanzbein schwingenden Mannheit recht fade und geckenhaft vorkommt? Ist's nicht oft gerade die hohlste Sorte von Jünglingen, welche bei solchen Anlässen sich am meisten hervorthut? und hat sich nicht mancher von uns in seinen jungen Jahren nach solchen Nächten im Spiegel betrachtet, um zu sehen, ob nicht wirklich mittlerweile Wolle auf seinem Kopfe gewachsen, oder ob nicht seine Ohren länger geworden sind?

Solche „bildende" Einflüsse bringt das Leben dem Mädchen! Wenn es aber schließlich heirathet, so entdeckt oft der Mann nur zu bald, wie wenig innerer Gehalt und wie wenig Sinn für Alles, was groß und schön ist in Geschichte, Welt und Natur, die schöne Hülle der Angebeteten birgt; zum Ersatz sucht er bald besseren Umgang im Wirthshause. Die Frau aber, sich und den Kaffeegesellschaften überlassen, besorgt die Kinder und das Hauswesen, liest zur Unterhaltung Bücher, wie man sie am bequemsten [wenn auch am schmutzigsten] aus der Leihbibliothek bekommt und lebt „glücklich", d. h. ohne öffentlichen Skandal an der Seite des Mannes, ohne Theilnahme und vielleicht ohne jegliches Verständniß für die Fragen der Gegenwart, welche ihren Mann und ihr Volk auf's tiefste bewegen und welche der Lösung zu nähern Jeder mitberufen ist. Oft genug kommt es auch vor, daß aus der Reihe der unverheirathet Gebliebenen gerade die höherbegabten und strebsamen Frauen im Drange nach etwas Höherem, als ihnen die Welt zu bieten vermag, sich schließlich ganz ihren religiösen Gefühlen überlassen und sich vollständig den Befehlen der Kirche resp. ihres Beichtvaters unterordnen. Manche werden durch den Jammer des Lebens und

durch bitteres Unglück jeglichen Haltes beraubt und in die gleiche Richtung gedrängt.

Anders wird es durchschnittlich gehen mit Mädchen, denen eine tüchtige Schule richtig denken gelehrt und in denen durch wackere Lehrer ein nachhaltiger Bildungstrieb, sowie theilnehmendes Verständniß für Alles, was um uns vorgeht, geweckt wurde. Heirathen sie nicht, so wird es ihnen vermöge ihres klaren Blickes und ihrer Kenntnisse eher möglich sein, sich selbst eine Stellung zu schaffen, welche ihnen Beschäftigung oder Unterhalt gibt, und durch welche sie der Welt nützen. Heirathen sie aber — und unter dem Drange der ernsteren Zeiten werden die Männer allmählich wohl immer mehr nach innerem Gehalte und nach Tüchtigkeit, als nach äußeren Vorzügen wählen — so sind solche Frauen befähigt, ihren Männern als liebende Freundinnen theilnehmend und stützend zur Seite zu stehen.

Die obigen Schilderungen mögen Vielen zu stark grau in grau gemalt erscheinen. Allein man sehe nach Frankreich, wo auch Jeder verlacht worden wäre, der vor 30 Jahren den gegenwärtigen Zustand vorausgesagt und behauptet hätte, so müsse es kommen, wenn man ruhig die Erziehung des weiblichen Geschlechtes immer mehr den geistlichen Händen überließe. Sind wir, im katholischen Theile Deutschlands wenigstens, nicht auf dem besten Wege zum gleichen? Gibt es nicht genug Väter bei uns, die sich „freisinnig“ nennen und in der That der liberalen Partei angehören, die aber doch gedankenlos genug sind, ihre Töchter Anstalten anzuvertrauen, welche entweder offen unter geistlichen Oberen stehen oder deren Leiterinnen doch die Gunst und das Wohlwollen der Geistlichkeit ihres Vortheils wegen durchaus nicht verscherzen dürfen? Gibt es nicht genug Gemeinden, deren Vorstände in der That freisinnig sind und allenthalben Tüchtiges leisten, deren Fürsorge aber für Mädchenschulen nicht weiter als bis zur Volksschule reicht? Was darüber hinaus, wird auch ruhig der Kirche und Privaten überlassen, gerade als ob der Gesammtheit und der Gemeinde nichts daran

liegen könne, welche weitere Erziehung der weiblichen Jugend zu Theil würde! Hier, Ihr liberalen Männer und Vereine, hier, ihr Väter der Stadt, setzt Eure Hebel an, wenn Ihr Mächtiges zum Besten unserer Zukunft ausrichten wollt. Hier lernet von den Gegnern des deutschen Reiches, hier ahmet sie nach, die Gegner jeder wahren Bildung!